



Das WZB in den Medien Nr. 116/2020

7. September 2020

Agenturmeldungen

„Umfrage: Ein Drittel der Deutschen hängt Verschwörungstheorien an“
Edgar Grande und Swen Hutter erwähnt in: dts-Basisdienst, 6. September 2020

„Umfrage: Knapp ein Drittel hat Hang zu Verschwörungstheorien“
Das WZB erwähnt in: KNA Basisdienst, 6. September 2020

Printmedien

„Germany Post-Covid consensual politics may help Greens“
Wolfgang Merkel zitiert in: The Guardian, 7. September 2020

„Glaube an geheime Mächte“
Edgar Grande und Swen Hutter erwähnt in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung,
6. September 2020

„Die große Weigerung“
Edgar Grande und Swen Hutter erwähnt in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 6. September 2020

„Versuchung und Widerstand“
Gastbeitrag von Wolfgang Merkel und Robert Vehrkamp in: Der Tagesspiegel, 6. September 2020

„Baustelle Demokratie“
Wolfgang Merkel erwähnt in: Wiener Zeitung, 6. September 2020

„Das sind nicht alles Covidioten“
Interview mit Dieter Rucht in: Märkische Allgemeine, 5. September 2020

„Wut auf ‚die da oben‘“
Wolfgang Merkel erwähnt in: Frankfurter Neue Presse, 4. September 2020

„Udo Simonis, kann der Green New Deal die Welt retten?“
Interview mit Udo Simonis in: Westwind, 01/2020

Online Medien

„Wer die Fiskalunion will, muss die Bürger fragen“
Michael Zürn erwähnt in: FAZ.NET, 6. September 2020

[„Willkommen im Wissenschaftsladen!“](#)
Beitrag von Wolfgang Schroeder in: Tagesspiegel.de, 3. September 2020

„Warum Donald Trump erneut siegen könnte“
Das WZB erwähnt in: Spiegel.de, 4. September 2020

[„Darf ich noch mit dem Auto fahren?“](#)
Beitrag von Andreas Knie in: Superluminar, (ab Minute -1:45), 4. September 2020

Autor: dts Nachrichtenagentur (Redaktion)
Seite: 1 bis 1

Ressort: Vermischtes
Mediengattung: Nachrichtenagentur

Umfrage: Ein Drittel der Deutschen hängt Verschwörungstheorien an

Berlin (dts Nachrichtenagentur) - Knapp ein Drittel der Deutschen hat einen Hang zu Verschwörungstheorien. Das geht aus einer Umfrage der Konrad-Adenauer-Stiftung hervor, über welche die "Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung" berichtet. Bei der Aussage "Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern" waren sich demnach elf Prozent der Befragten sicher, dass sie richtig ist. 19 Prozent hielten die Aussage für wahrscheinlich richtig. Vielfältig waren die Angaben, um welche geheimen Mächte es sich handelt. Jeder Sechste konnte diese Frage nicht beantworten. 13 Prozent der Befragten, die an solche Mächte glauben, dachten an Wirtschaftsunternehmen, Banken oder "das

Finanzkapital". Zwölf Prozent nannten Geheimdienste wie die CIA, den Mossad oder den inzwischen aufgelösten KGB. Elf Prozent sprachen von "reichen Menschen", "reichen Familien" oder benannten einzelne Familien wie die Rockefellers oder die jüdische Familie der Rothschilds. Der Glaube an Verschwörungstheorien ist nicht auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe beschränkt: "Wir finden dies in Ost und West, bei Alt und Jung, Männern und Frauen", heißt es in der Studie. Weit verbreitet ist der Glaube an eine Weltverschwörung allerdings unter Anhängern der AfD: Unter ihnen hielt eine Mehrheit von 56 Prozent die Aussage "Es gibt geheime Mächte, die die Welt

steuern" für sicher oder wahrscheinlich richtig. Unterdessen geht aus den vorläufigen Ergebnissen einer Studie des Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, über welche die FAS berichtet, hervor, dass viele Deutsche Verständnis für die Corona-Proteste aufbringen. Die Politikwissenschaftler Edgar Grande und Swen Hutter befragten dazu zwischen Juni und Juli mehr als 2.000 Personen. Demnach sind zehn Prozent der Befragten bereit, sich an den Protesten zu beteiligen. Zwanzig Prozent gaben an, Verständnis für die Demonstrationen aufzubringen.

Wörter: 262
Ort: Berlin

Seite: 010
Ressort: Politik

Kurztitel: KNA200906-89-00005#8
Mediengattung: Nachrichtenagentur

Umfrage: Knapp ein Drittel hat Hang zu Verschwörungstheorien

Frankfurt (KNA) Knapp ein Drittel der Deutschen hat einer Umfrage zufolge einen Hang zu Verschwörungstheorien. Die Aussage «Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern» fanden 11 Prozent der Befragten richtig; 19 Prozent hielten sie für wahrscheinlich richtig. Das geht aus einer repräsentativen Befragung der Konrad-Adenauer-Stiftung hervor, aus der die «Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung» zitiert. Jeder Sechste konnte demnach die Frage nicht beantworten, um welche geheimen Mächte es sich dabei handele. 13 Prozent der Befragten dachten an Wirtschaftsunternehmen, Banken oder «das Finanzkapital». Insgesamt 12 Prozent

nannten Geheimdienste wie die CIA, den Mossad oder den inzwischen aufgelösten KGB. 11 Prozent sprachen von «reichen Menschen», «reichen Familien» oder nannten einzelne Familien wie die Rockefellers oder die jüdische Familie der Rothschilds. Der Glaube an Verschwörungstheorien ist offenbar nicht auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe beschränkt: «Wir finden dies in Ost und West, bei Alt und Jung, Männern und Frauen», heißt es in der Umfrage. Weit verbreitet sei der Glaube an eine Weltverschwörung unter Anhängern der AfD: Unter ihnen hielt demnach eine Mehrheit von 56 Prozent den Verweis auf «geheime Mächte, die

die Welt steuern», für sicher oder wahrscheinlich richtig. Unterdessen geht dem Zeitungsbericht zufolge aus den vorläufigen Ergebnissen einer Studie des **Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung** hervor, dass etwa ein Drittel der Deutschen Verständnis für die Corona-Proteste aufbringen. Dazu seien zwischen Juni und Juli mehr als 2.000 Menschen befragt worden; die Ergebnisse lägen der Zeitung vor. Demnach sind 10 Prozent der Befragten bereit, sich an den Protesten zu beteiligen. 20 Prozent gaben an, Verständnis für die Demonstrationen aufzubringen.

Wörter: 252
Ort: Frankfurt

Autor: Philip Oltermann
Seite: 26
Druckausgabe: Hauptausgabe

Mediengattung: Tageszeitung
Auflage: 140.497 (verbreitet)

Germany Post-Covid consensual politics may help Greens

World Environmentalism

Philip Oltermann Berlin

In a pandemic, public health takes precedence over the wellbeing of the planet, as Germany's Greens have had to learn the hard way: with Covid-19 shoring up electoral sympathies for Angela Merkel, the buoyant upstarts in opposition have lost much of the momentum they had previously built up. And yet the environmental party's chances of entering government in 2021 have never looked greater.

The German Greens, who formed a government with the centre-left Social Democratic party (SPD) between 1998 and 2005, have renewed their profile and electoral hopes. Under the leadership of Annalena Baerbock and Robert Habeck, in charge since January 2018, Die Grünen have sought to do away with the image of a single-issue protest party in favour of that of a consensus-builder steering Germany not just through the climate crisis but wider societal shifts.

Last summer the party achieved historic gains in the European parliamentary election and challenged Merkel's Christian Democratic Union (CDU) for the top spot in national polls. But the coronavirus pandemic once again relegated the Greens to the status of a support act. Electoral reward for the country's comparatively competent pandemic management has above all fallen to the conservative CDU.

Co-leader Habeck's pitch, put forward in his 2016 book *Wer wagt, beginnt* (Who Dares, Begins), is that the old left-right axis is making way for a new scale

of open and closed political systems, and that the Greens are best placed to address challenges that fall outside orthodox creeds of political faith.

But during a pandemic in which the debate has shrunk to arguments about degrees of economic shutdown, the Greens have been able to make few incisive interventions. "Corona has shown us that the politics of wealth distribution still matter, and that is a question where other parties find it more natural to provide answers than the Greens," said Prof **Wolfgang Merkel**, a political scientist at Berlin's Humboldt University. The pandemic has highlighted a division between those who can afford to work from home and those forced to risk exposure to the virus on the assembly line and supermarket till, said Merkel. The German Greens, with a disproportionately high number of academics among their members, may struggle to present themselves as neutral brokers.

Yet the Green vote in polls has not collapsed: most surveys still show the party at 17-20% of the vote and second behind the CDU, a vast improvement on a meagre 8.9% at federal elections in 2017.

While Covid-19 has boosted support for Merkel's CDU to a three-year high, polls still foresee Germany's conservatives requiring a coalition partner to obtain a governing majority at the next elections, expected to be held in autumn 2021.

Appetite for another powersharing deal with the Social Democrats remains low following a lacklustre second term. And

the collapse of talks between the CDU, the Greens and the pro-business FDP in 2017 has dampened enthusiasm for three-way coalitions in general, not just among the conservatives but also the Greens.

Armin Laschet and Norbert Röttgen, two old Merkel allies in the running for the party leadership, were both members of a circle of young liberal conservatives who sought a dialogue with the Green party as early as the 1990s, known as the "pizza connection" because early meetings were held in an Italian restaurant.

Even the veteran Christian Democrat Friedrich Merz, supposedly the candidate of choice for conservative hardliners, has softened his rhetoric in recent weeks. It was possible, Merz told *Der Spiegel*, that a coalition with the Greens would emerge as the only "stable option".

The two parties, he added, were not as much of an odd couple as they looked: "Black [the traditional colour of the CDU] and green has long been around the breakfast table in many middle-class families."

17-20% Share of the vote recorded for the German Green party in recent polls, putting them second behind the CDU

'Corona has shown us that the politics of wealth distribution still matter' Prof Wolfgang Merkel Humboldt University

Wörter: 666

Seite: 1
Ressort: Politik
Seitentitel: TITELSEITE SONNTAGSZEITUNG

Mediengattung: Sonntagszeitung
Nummer: 36
Auflage: 205.009 (gedruckt) ¹ 190.624 (verkauft) ¹
 202.577 (verbreitet) ¹
Reichweite: 0,782 (in Mio.) ²

Serientitel: Aufmacher Sonntagszeitung

¹ IVW 2/2020

² AGMA ma 2020 Pressemedien II

Glaube an geheime Mächte

Ein Drittel der Deutschen neigt zu Verschwörungstheorien

Knapp ein Drittel der Deutschen hat einen Hang zu Verschwörungstheorien. Das geht aus einer repräsentativen Umfrage der Konrad-Adenauer-Stiftung hervor, die der F.A.S. vorliegt. Bei der Aussage "Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern" waren sich elf Prozent der Befragten sicher, dass sie richtig ist. 19 Prozent hielten die Aussage für wahrscheinlich richtig.

Vielfältig sind die Angaben, um welche geheimen Mächte es sich handle. Jeder Sechste konnte diese Frage nicht beantworten. 13 Prozent der Befragten, die an solche Mächte glauben, dachten an Wirtschaftsunternehmen, Banken oder "das Finanzkapital". Zwölf Prozent nannten Geheimdienste wie die CIA, den Mossad oder den inzwischen aufgelösten KGB. Elf Prozent sprachen von "reichen Menschen", "reichen Familien" oder benannten einzelne Familien wie die Rockefellers oder die jüdische Familie der Rothschilds. Fünf Prozent gaben an, es handele sich um die Mafia oder andere kriminelle Clans; vier Prozent nannten Lobbyisten. Ebenfalls vier Prozent nannten Geheimbünde wie beispielsweise die "Illuminaten", Logen

oder Freimaurer. Ein Prozent war der Ansicht, die Welt werde gesteuert von Foren wie den G20 oder der Europäischen Zentralbank. Ein Prozent gab an, das Judentum kontrolliere die Welt. "Auch Außerirdische sind unter den Nennungen", schreibt der Autor der Studie, Jochen Roose.

Der Glaube an Verschwörungstheorien ist nicht auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe beschränkt: "Wir finden dies in Ost und West, bei Alt und Jung, Männern und Frauen", heißt es in der Studie. Weit verbreitet ist der Glaube an eine Weltverschwörung allerdings unter Anhängern der AfD: Unter ihnen hielt eine Mehrheit von 56 Prozent die Aussage "Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern" für sicher oder wahrscheinlich richtig. 27 Prozent der AfD-Anhänger sind sich sogar sicher, dass die Welt von geheimen Mächten gesteuert wird. Verbreitet ist der Glaube an eine Weltverschwörung zudem unter Nichtwählern. Die Befragung kommt außerdem zu dem Ergebnis, dass unter den Anhängern von Verschwörungstheorien "Tageszeitungen sowie öffentlich-rechtliches Radio oder Fernsehen

seltener genutzt" werden als von anderen. Zudem gebe es einen "deutlichen Bildungseffekt", das heißt, besser gebildete glaubten im Schnitt seltener an Verschwörungstheorien. Das Fazit der Studie lautet: "Für Demonstrationen und die Unterstützung von alten oder neuen Verschwörungstheoretikern gab es schon lange ein Potential."

Unterdessen geht aus den vorläufigen Ergebnissen einer Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung hervor, dass viele Deutsche Verständnis für die Corona-Proteste aufbringen. Die Politikwissenschaftler Edgar Grande und Swen Hutter befragten dazu zwischen Juni und Juli mehr als 2000 Personen. Die Ergebnisse liegen der F.A.S. vor. Demnach sind zehn Prozent der Befragten bereit, sich an den Protesten zu beteiligen. Zwanzig Prozent gaben an, Verständnis für die Demonstrationen aufzubringen. Grande sagte, eine "erhebliche Zahl" von Bürgern identifiziere sich mit den Protesten. frei./phil.

Seite 4

Wörter: 434

Seite: 4
Ressort: Politik
Seitentitel: POLITIK
Mediengattung: Sonntagszeitung

Nummer: 36
Auflage: 205.009 (gedruckt) ¹ 190.624 (verkauft) ¹
 202.577 (verbreitet) ¹
Reichweite: 0,782 (in Mio.) ²

¹ IVW 2/2020

² AGMA ma 2020 Pressemedien II

Die große Weigerung

An den Corona-Demonstrationen nehmen nicht sonderlich viele Menschen teil. Aber die Aufmerksamkeit ist groß. Dahinter steckt ein ernstes Problem der Politik.

Von Philip Eppelsheim und Morten Freidel

Zehn Millionen Menschen sollten es werden: die größte Demonstration, die Deutschland je gesehen hat. Größer als die Proteste im Bonner Hofgarten 1981, als Hunderttausende für den Frieden auf die Straße gingen. Größer als die Lichterkette 1992 in München, als Hunderttausende ein Zeichen gegen Rechtsextremismus setzten, ja größer sogar als die Demonstrationen 1989, der friedlichen Revolution, als tausendfach der Ruf "Wir sind das Volk" erklang. Zehn Millionen, das war das Ziel der sogenannten Querdenker, die zum Protest gegen die Corona-Maßnahmen und gegen die Bundesregierung aufriefen. Die Wirklichkeit sah anders aus: Es kamen rund 40 000 Demonstranten nach Berlin. Das sind selbst im Verhältnis zu anderen Protesten, die Deutschland in jüngerer Zeit erlebt hat, nicht viele. Fridays for Future etwa hat deutschlandweit mehr als eine Million Menschen auf die Straße gebracht. "Wenn man die Proteste gegen die Corona-Maßnahmen in Beziehung setzt zu anderen Protesten, dann gibt es viele deutlich größere Proteste, die bei weitem nicht so viel Aufmerksamkeit bekommen", sagt Simon Teune vom Institut für Protest- und Bewegungsforschung.

Warum ist das so? Was ist das Außergewöhnliche an den Demonstrationen gegen die Corona-Maßnahmen? Drei- und dreißig verletzte Polizisten? Auch da hat es schon ganz anderes gegeben, 2007 im Vorfeld von G 8 in Rostock etwa, bei Blockupy 2013 in Frankfurt und bei etlichen anderen.

Ein Grund für die Aufmerksamkeit sind die Demonstranten selbst. Schon ihre Zusammensetzung ist ungewöhnlich. Auf den Straßen Berlins protestierten Leute, die sich sonst im Leben wohl

wenig zu sagen haben: Menschen mit Flaggen des Deutschen Kaiserreichs, die daran glauben, dass Deutschland seit zweihundert Jahren durch zionistische Freimaurer gesteuert werde, Rechtsradikale im Tarnfleck, aber auch Hippies, die finden, dass die Welt mehr Liebe und Zuneigung und deshalb weniger Abstand und Masken benötige. Es protestierten Bürger, die sich Sorgen machen um ihren Job, und Eltern, die die Maskenpflicht für Kleinkinder kritisieren. Eine Mischung, die Rätsel aufgibt. "Die Tatsache, dass da Menschen mit der ganzen Familie anreisen, dass sie aussehen wie jemand aus der Nachbarschaft oder aus dem Sportverein, das lässt viele Leute aufhorchen", sagt Teune.

Bei vielen Demonstrationen in der Vergangenheit war schnell klar, wer da demonstriert. Rechte, die gegen die Migrationspolitik wettern oder gleich das ganze System. Junge Schüler, die von der Politik mehr Einsatz gegen den Klimawandel fordern. Man wusste stets, was diese Leute einte, was sie erreichen wollten. So diskutierte das Land schnell nicht mehr über die Demonstrationen, sondern über andere Dinge: Zum Beispiel, mit welchen Maßnahmen mehr Klimaschutz zu erreichen sei, oder auch, ob Schüler für ihr Engagement die Schule schwänzen sollten. Bei den Corona-Demos ist das anders. Einig sind sich die Demonstranten nur in einem Punkt. Sie lehnen die Einschränkungen ab. Was sie ansonsten wollen, unterscheidet sich stark: die einen fordern die Abschaffung der Demokratie, die anderen ein Ende der Maskenpflicht im Kindergarten.

Schon diese ungewöhnliche Mischung dürfte ein Grund sein, warum die Proteste so viel Aufmerksamkeit erhalten. Es gibt aber noch einen anderen. Die Rechtsradikalen marschieren nicht ein-

fach nur mit bei den Corona-Protesten. Das gab es früher auch schon. Regelmäßig versuchten Rechtsextreme, Demonstrationen für ihre Zwecke zu missbrauchen. Sie mischten sich unter die Leute und skandierten plötzlich Sprüche, die von der angeblichen Unterjochung der Deutschen handelten statt zum Beispiel vom Irak-Krieg. Es gelang ihnen aber selten, damit das Bild der Proteste zu bestimmen.

Bei den Corona-Demos ist das anders. Dort setzten Rechtsextreme den Ton. Schon bevor es losging, hatten sie in Chatgruppen bei Telegram gefordert, den Reichstag zu stürmen, notfalls "mit Gewalt". In Berlin waren dann an vielen Stellen Reichsflaggen zu sehen. So viele, dass sich der Eindruck aufdrängte, hier seien vor allem Radikale unterwegs. Und eine Gruppe von etwa dreihundert Demonstranten rannte die Stufen des Reichstages hinauf und brüllte "Widerstand", während wenige Polizisten versuchten, die Menge vom Gebäude zurückzudrängen. Die Bilder, die vor dem Parlamentsgebäude entstanden, bleiben im Gedächtnis. Was andere Demonstranten forderten, weniger. Der Dresdner Politikwissenschaftler Hans Vorländer spricht angesichts dieser Bilder vor dem Reichstag von einem "symbolischen GAU". Neurechte Gruppierungen kämpften um kulturelle Hegemonie. "Götz Kubitschek und andere haben das als Marschrichtung ausgegeben - dazu gehört die Besetzung wichtiger Plätze oder Straßen oder in diesem Fall eines Gebäudes, auch wenn es nur der Eingang war." Vorländer sagt, es bereite ihm Sorgen, dass auf der rechten Seite immer wieder Versuche gestartet würden, die Resonanzböden zu verbreitern. "Das ist etwas, bei dem wir aufpassen müssen, dass es nicht in die Mitte der Gesellschaft hineingeht."

Diese Gefahr besteht durchaus. Edgar Grande und Swen Hutter vom Zentrum für Zivilgesellschaftsforschung am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung haben mehr als zweitausend Bürger befragt, was sie von den Corona-Demos halten. Sie taten das im Juni und Juli, also noch vor den Corona-Demos in Berlin und vor den Bildern vom vergangenen Wochenende. Trotzdem ist das Ergebnis aufschlussreich: Zehn Prozent der Befragten gaben an, sie würden sich an den Protesten beteiligen, wenn es bei ihnen in der Nähe welche gebe. Und sogar zwanzig Prozent der Leute sagten, sie hätten Verständnis dafür. Noch haben die beiden Forscher ihre Studie nicht abgeschlossen. Aber schon jetzt können sie festhalten: Das Potential des Protests ist groß.

Es handelt sich auch keineswegs nur um rechte Kreise. Zwar identifizierten sich Wähler der AfD mehr mit den Corona-Demos als andere, hebt Grande hervor. Aber es seien auch viele Linke darunter, Wähler der FDP und Bürgerliche. Grande sieht deshalb eine Veränderung: Zu Beginn war die überwältigende Mehrheit der Bürger für die Maßnahmen der Bundesregierung. Dann aber sei die Zustimmung zurückgegangen. Aber es habe trotzdem keine öffentliche Kritik gegeben. "Wir haben alle so getan, als ob alle weiterhin dafür sind, und nur einzelne Spinner protestieren. Aber da ist, um es mit Bundespräsident Steinmeier zu sagen, etwas ins Rutschen geraten. Und das wurde nicht wirklich wahrgenommen in der Öffentlichkeit." Grande wundert sich deshalb nicht über die Aufmerksamkeit, die die Proteste nun bekommen. Er hält sie für folgerichtig.

Wenn allerdings ein solches Protestpotential vorhanden ist, warum gehen dann nicht mehr Menschen auf die Straße? Der Politikwissenschaftler Werner J. Patzelt sagt, mit dem Bekenntnis zu den Anti-Corona-Protesten setze man sich "sofort einem großen Risiko sozialer Ächtung aus". Anders als bei den Klima-Demonstrationen gebe es keinerlei Rückendeckung durch die mediale und öffentliche Meinung. Man mache sich angreifbar als Covidiot. "Angesichts eines solchen Ächtungsmechanismus muss man erhebliche Ängste überwinden und kann gerade nicht jene Ansehenserfolge erzielen, auf die man sich als bekennender Fridays-for-Future-Fan verlassen kann", sagt Patzelt. Mit dem Bekenntnis zu Pegida sei

es genauso gewesen.

Auch diese Proteste, die 2015 in Dresden begannen, waren und sind klein, kleiner noch als die Demos gegen die Corona-Maßnahmen. 25 000 Menschen waren es in der Hochphase. Doch die Wirkung der Proteste war gewaltig. Tatsächlich haben beide Bewegungen mehrere Gemeinsamkeiten. "Die wichtigste Gemeinsamkeit ist, dass ein Teil der Bevölkerung - eine Minderheit zwar, doch eine, die sich artikulieren will - den Eindruck hat, dass etliche Politiken unplausibel sind oder überhaupt in eine falsche Richtung gehen", sagt Patzelt. "Damals war es die Migrationspolitik, jetzt ist es die Corona-Politik. Das Ganze muss man in dem großen Komplex eines Sich-Auflehns gegen politische Entscheidungen sehen, der irgendwo schon mit den Protesten gegen die Notstandsgesetze 1968 und gegen die Atomkraftwerke begann." Wenn man das in dieser weiten Spannweite sehe, so Patzelt, falle es leicht, zu begreifen, "warum bei den Corona-Demonstrationen zwar auch, aber eben nicht nur sehr viele Rechte dabei sind". So wie es bei Pegida der Fall war. Auch dort liefen Bürgerliche Seite an Seite mit Rechtsradikalen.

Für Patzelt sind die Corona-Proteste "die neue Welle einer - wie Herbert Marcuse formuliert hätte - ‚Großen Weigerung'". Man sollte, fordert der Politikwissenschaftler, bei den Corona-Protesten "genau hinhören, genau hinschauen, die ziemlich komplexen Verursachungsstrukturen sorgfältig ergründen und sich nicht mit dem bequemen Deutungsschlüssel begnügen, dass wieder einmal die Rechtsradikalen inhaltlich ganz unbegründetes Aufsehen erregen - und es somit reichen werde, den Kampf gegen rechts noch einmal zu verschärfen". Man müsse sich an eine ernsthafte Ursachensuche machen und sollte nicht glauben, dass die Corona-Proteste nur "mit Corona" zu tun hätten: "Corona ist eigentlich bloß ein weiterer Kristallisationspunkt für eine längst weitverbreitete Empörungslust. Auch bei Pegida war ja ‚Rassismus' nicht wirklich das zentrale Empörungsmotiv. Vielmehr wurde die Migrationspolitik nur zum Auslöser für eine längst bestehende Bereitschaft zum Protest gegen Deutschlands politische Klasse und deren empfundene Schwerhörigkeit beim Umgang mit Sorgen und Unzufriedenheit seitens nicht weniger Leute im Land."

Natürlich sind die Empörten eine Minderheit, heute noch mehr als 2015. Die Corona-Krise ist nicht die Flüchtlingskrise. Die Mehrheit der Bevölkerung ist mit der Bundesregierung zufriedener als damals, nicht zuletzt weil sie in der Corona-Krise entschieden auftrat. Populistische Einstellungen sind in Deutschland stark rückläufig, wie gerade das "Populismusbarometer" der Bertelsmann Stiftung ergab. "Es ist nach wie vor so, dass wohl 80 Prozent der Deutschen die Corona-Politik unterstützen", sagt Patzelt. "Aber auch hinter Pegida standen wohl nur fünf oder sechs Prozent der Bevölkerung, und dennoch entfalteten die Dresdner Proteste bundesweite Wucht. Also sollte man aus der Tatsache, dass auch der Corona-Protest ein Minderheitenprotest ist, durchaus nicht schließen, dass er für unsere politische Kultur und Stabilität folgenlos bleiben wird."

Eine dieser Folgen könnte ein Erstarken der AfD sein. Patzelt sagt, könne die Partei "ihren internen Richtungsstreit im Sinne Meuthens lösen und für halbwegs vernünftige Leute - wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen - wieder wählbar werden, dann kann die AfD durchaus von den Corona-Protesten profitieren". Und dann werde das Parteiensystem auf Dauer so umgestaltet sein, "dass es mit künftiger Regierungsstabilität schwierig wird".

Von den Demonstrationen kann aber noch eine weitere Gefahr ausgehen, wie Pegida ebenfalls schon gezeigt hat. Rechtsradikale, mahnt der Politikwissenschaftler Hans Vorländer, könnten die Situation nutzen und instrumentalisieren, "indem sie das demokratische System weiter frontal angreifen und im Grunde zu zersetzen suchen. Das ist ja die Absicht. Und das kann natürlich auch genauso wie im Umfeld von Pegida dazu führen, dass die Gewalt auf der Straße, aber auch in Einzelaktionen im Rahmen von rechtsterroristischen Aktionen größer wird." Leute könnten sich durch die Unzufriedenheit zu Taten legitimiert fühlen: "Jetzt, wo sozusagen Politiker auf der Straße und auf den Plätzen bespuckt werden, ist es nicht mehr weit, bis dann wie im Fall Lübcke Einzelne auftreten oder auch Gruppen, die dann die Unzufriedenheit in Gewalt umsetzen und sich als Vollstrecker des Volkswillens sehen."

Abbildung: Bevölkerung Deutschlands
Abbildung: Demonstranten
Abbildung: Foto Hannah Aders
Wörter: 1708



Autor: Wolfgang Merkel und Robert Vehrkamp
[tmt7c75omuwo3l1k5gt3rx]

Seite: 5

Ressort: MEINUNG

Rubrik: MEINUNG

¹ von PMG gewichtet 07/2020

² von PMG gewichtet 07/2020

Mediengattung: Tageszeitung

Auflage: 74.985 (gedruckt)¹ 98.861 (verkauft)¹
101.249 (verbreitet)¹

Reichweite: 0,309 (in Mio.)²

Versuchung und Widerstand

Der Rechtspopulismus hat seinen Zenit überschritten. Gleichzeitig steigt die Gefahr einer Radikalisierung am rechten Rand

Von Wolfgang Merkel und Robert Vehrkamp

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Populismus. Verschworen gegen die alten Mächte Europas und ihre Parteien, hat es sich aufgemacht zu einer Hetzjagd gegen die liberalen Werte der Demokratie.

Mit diesen Worten haben wir am 14. Oktober 2018 einen Artikel im Tagesspiegel begonnen, der über den anschwellenden Bocksgesang populistischer Versuchung alarmierte. Das von der Bertelsmann-Stiftung und dem Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin (WZB) verantwortete „Populismusbarometer“ reportierte damals auf der Grundlage wissenschaftlicher Umfragen eine signifikante Zunahme (rechts-)populistischer Einstellungen unter den Bürgern der Bundesrepublik Deutschland. Zwei Jahre später ist dieser Tage das neue Populismusbarometer 2020 erschienen.

Als wir jüngst die Antworten von mehr als 10 000 Befragten, erhoben in mehreren Umfragewellen seit 2018, auswerten, rieben wir uns die Augen. Der Blick öffnete die Sicht auf das Hauptergebnis der Analyse: Bereits seit 2019 ist eine sich deutlich abzeichnende Trendumkehr zu beobachten. Die Verbreitung populistischer Einstellungen in der bundesdeutschen Bevölkerung ist im Herbst 2020 nicht nur gestoppt, sondern stark rückläufig.

Was sind die Gründe dafür? Wie passt das zu den Corona-Protesten? Was macht das mit unserer Demokratie? Einige Fakten: Gegenwärtig sind nur noch zwei von zehn Wahlberechtigten (20,9 Prozent) eindeutig populistisch eingestellt, ein Rückgang von mehr als einem Drittel seit November 2018, damals noch 32, 8 Prozent. Nur 31,4 Prozent der Wähler zeigten sich als klar

unpopulistisch. Heute sind es 47,1 Prozent, ein Anstieg um etwa die Hälfte. Der Trend ist klar: In der erwachsenen Bevölkerung gibt es 2020 nicht nur deutlich weniger populistische Einstellungen, sondern es sind auch signifikant mehr Wähler unpopulistisch eingestellt. Damit ist das Phänomen Populismus in Deutschland nicht verschwunden, sein Aufstieg aber zunächst gestoppt. Der Populismus ist in die Defensive geraten. Diese Trendwende wurde nicht durch Covid-19 verursacht, sie setzte früher ein. Das Virus, vor allem aber die Handlungsstärke der Regierung im Umgang mit ihm, haben den antipopulistischen Trend stabilisiert und verstärkt.

Warum kam es zu dieser Trendwende? Als erste und wohl wichtigste Ursache der Trendumkehr lässt sich nach 2018 eine „Mobilisierungerschöpfung“ des Flüchtlings- und Migrationsthemas erkennen. Die Zuwanderung wurde auf ein Maß heruntergeschraubt, das die Ängste und Ressentiments unter den populismusaffinen Teilen der Bevölkerung reduzierte. Die harte Ablehnung von Migration und Asyl durch extrem rechts eingestellte Bevölkerungsgruppen blieb davon unberührt. Die gute Wirtschaftskonjunktur und erste Beschäftigungserfolge von Flüchtlingen auf dem Arbeitsmarkt wirken ebenfalls gegen rechtspopulistische Stimmungsmacher und Systemkritiker.

Die zweite Ursache liegt im Staatshandeln bzw. der Präsentation des Staates selbst. Mit dem Abklingen der Migrationskrise erscheint der Staat vielen Menschen wieder handlungsfähiger. Er gewinnt das Vertrauen mancher Bürger in seine Steuerungsfähigkeit zurück. Populismus braucht aber einen schwachen Staat als Projektionsfläche. Effek-

tive Staatlichkeit entzieht dem Rechtspopulismus einen Teil seiner Argumente, wenn nicht gar eine tragende Säule seines Geschäftsmodells.

Drittens haben Zivilgesellschaft, Staat, Parteien und Medien in Deutschland eine vitale Reaktion der demokratischen Selbstbehauptung gezeigt. Wurde in Deutschland jemals mehr für Demokratie demonstriert als in den vergangenen Jahren? Hat je ein Bundespräsident die Herausforderungen der Demokratie zu seinem Hauptthema gemacht? Ist nicht die AfD zum Paradebeispiel des ad excludendum geworden? Dies waren notwendige, starke Signale, der populistischen Versuchung nicht nachzugeben. Das war keine Republik ohne Republikaner, sondern ein Stück demokratischer Antipopulismus.

Viertens, die weitere Radikalisierung der AfD-Führungseliten und ihre Flügelkämpfe schrecken die bürgerlichen Teile der rechtspopulistischen Anhänger-schaft ab. Sie besinnen sich mehr ihrer bürgerlichen Wurzeln als ihrer neopopulistischen Attitüden. Die internationale Szene trug ebenfalls zu einer Rückbesinnung der bürgerlichen Populisten bei. Wachsende Misserfolge der Rechtspopulisten in Westeuropa, in Österreich, den Niederlanden und Dänemark oder beunruhigende autoritäre Systemveränderungen in Ungarn und Polen sowie das Desaster in Washington oder Brasilien reflektieren, was Populisten an der Macht bedeuten können. Das ist nicht mehr die globale Aufbruchsstimmung des Rechtspopulismus, wie sie sich unmittelbar nach 2015 gezeigt hat. Eine entscheidende Variable für Erfolg und Misserfolg des Rechtspopulismus ist die politische Positionierung der gesellschaftlichen Mitte. Das ist nicht

neu in der deutschen Geschichte. Historiker von Karl Dietrich Bracher bis Paul Nolte haben stets auf die politische Prekarität der bürgerlichen Mitte verwiesen und ihre Anfälligkeit für rechtsautoritäre Angebote betont. Das wirkte in Weimar wie in den 1950er Jahren der Adenauer-Ära. Offen lässt Nolte etwa, ob es kulturpessimistische Angehörige der bürgerlichen Mitte sind, die für die rechtspopulistische Versuchung besonders empfänglich sind, oder aber Teile des Bürgertums, die nicht nur, aber auch gerade aus Ostdeutschland in der bundesrepublikanischen Mitte nie angekommen sind.

Aber wie prekär, fragil und verloren ist diese Mitte? Wie feindselig geht es dort wirklich zu? Unsere neueren Analysen geben Anlass zu vorsichtigem Optimismus. Der Populismus ist in der Mitte angeschwollen. Nun schwillt er genau dort auch wieder ab. Die Versuchung bleibt allerdings latent. Populistische Einstellungen verschwinden nie ganz. Sie bleiben aktivierbar.

Die populistische Herausforderung bleibt eine Signatur der Zeit, auch in Deutschland. Digitalisierung und „Social Media“ spielen dabei eine Rolle. Zum anderen aber auch die „Singularisierung“ und Segmentierung unserer Gesellschaft. Die populistische Mobilisierung ist hier einfacher als in einer durch feste Strukturen und traditionelle Bindungen geprägten Gesellschaft. Die zunehmende Bindungslosigkeit oder Haltlosigkeit in der digitalen Moderne ist ein säkularer Grund dafür, dass der rechte Populismus in den vergangenen Jahren zu einer prägnanten Signatur des demokratischen Zeitalters im 21. Jahrhundert geworden ist. Die in Deutschland sichtbare Trendumkehr der Populierung wird diese Signatur nicht löschen. Ihre Eindämmung scheint aber vorerst gelungen – immerhin.

Wenn der Aufstieg des (Rechts-)Populismus in Deutschland gestoppt ist, was bedeutet das für die Bundestagswahl 2021? Wer profitiert? Wer verliert? Unsere Daten sprechen dafür, dass vor allem die AfD verlieren wird. Die politische Mitte als Rekrutierungsreservoir der Rechtspopulisten trocknet zunehmend aus. Die Radikalisierung eines sichtbaren Teils der Führungskräfte entzieht der Partei Wähler aus der politischen Mitte. Die offensichtliche Spaltung der Führungsspitze fordert in der politischen Kultur Deutschlands seinen Preis. Führungsdissens wurde noch stets mit Wählerverlusten bestraft. Setzt die

AfD ihren Kurs zum Rechtsextremismus fort, betreibt sie ihren eigenen Suizid als relevante Partei. Für eine rechtsextreme Partei oberhalb der Zehn-Prozent-Wählergrenze ist in der Bundesrepublik Deutschland nach wie vor kein Platz. Fast sechs von zehn Wählern der AfD sind inzwischen latent oder manifest rechtsextrem eingestellt. Aus der rechtspopulistischen Mobilisierungsbewegung der Jahre 2016/17 ist längst eine durch rechtsextreme Einstellungen geprägte Wählerpartei geworden. Ein weiterer Verlierer könnten die Freien Demokraten werden, sollten sie sich nicht sichtbarer von rechtspopulistischen Versuchungen befreien und ihre politische Stärke als Garant und Verteidiger des liberalen Rechtsstaats wieder zentraler stellen. Gerade in Zeiten illiberaler Versuchungen liegen hier beachtliche Potenziale. Für die Partei, aber auch die Demokratie.

Auf dem Hintergrund unserer Daten deuten sich zwei große Gewinner des antipopulistischen Trends an. Die Union wird vom Rückfluss konservativer Mitwähler profitieren, wenn sie sich nicht selbst einer populistischen Politik verschreibt. Sie hat damit experimentiert, ist nach dem Aufstieg der AfD der populistischen Versuchung gefolgt, wurde dafür an der Wahlurne abgestraft und hat ihre Lektion (vorerst) gelernt. Die Unionsparteien haben in der Mitte ein Vielfaches von dem zu verlieren, was es am rechten Rand für sie zu gewinnen gäbe. Handelt sie rational, wird sie es nicht noch einmal versuchen. Zumal der Populismusschwund in der Mitte die Sirenen der populistischen Versuchung verklingen lässt.

Der zweite Gewinner dürften die Grünen sein. Sie sind die antipopulistische Partei par excellence im deutschen Parteiensystem. Das hat ihnen in der unpopulistischen linksliberalen Mitte die Marktführerschaft erobert. Ihre Neigung, dabei von oben zu belehren, trifft das Lebensgefühl ihrer neobürgerlichen Anhängerschaft. Eine Volkspartei dürfte sich einen solchen kosmopolitischen Hochmut nicht erlauben.

Für die SPD ergibt sich aus den veränderten Populismusdaten nur wenig neue Dynamik. Vieles deutet für die kommende Bundestagswahl auf eine Bestätigung des status quo ante hin. Allerdings muss klar sein, populistische Einstellungen sind nur ein Faktor, der Wahlergebnisse beeinflusst. Das gilt für die SPD wie für alle anderen etablierten Parteien. Kandidaten, Wirtschafts- und Arbeits-

marktentwicklung, die Wohnungs- und Europafrage sind wichtiger. Darauf sollte sie sich fokussieren.

Die Partei Die Linke hatte ebenfalls eine Lektion zu lernen. Für linkspopulistische Experimente geht es dem Land offensichtlich noch immer zu gut. Ihre Mobilisierungsversuche in dieser Richtung blieben ohne Resonanz. Auch sie wird es deshalb nicht so schnell noch einmal versuchen. Regierungsfähigkeit statt Linkspopulismus, die neue Mehrheitsdevise in der Partei.

Die große Unbekannte für alle Parteien wird die Entwicklung der Covid-19-Pandemie sein. Die Frage drängt sich auf: Was hat der abschwellende Populismus mit den anschwellenden Corona-Protesten zu tun? Zeigen die Proteste nicht, wie lebendig der Populismus hierzulande ist? Findet dieser nicht gerade ein neues Thema, nachdem die rechtspopulistische „Ressentimentierung“ gegen Flüchtlinge und Zuwanderer sich zunehmend erschöpft hat?

Der rückläufige Populismus ist ein längerfristiger Trend, die Corona-Proteste sind jüngsten Datums. Ob diese sich zu einem mobilisierenden Trend verdichten, ist offen. Vieles hängt von der Reaktion der politischen Entscheidungsträger ab. Das haben die Corona-Proteste von heute mit 2015 und 2016 gemein. Damals spielten in den Augen vieler die Kanzlerin, Regierung und Oppositionsparteien wie auch die öffentlich-rechtlichen Medien das Flüchtlings- und Migrationsproblem herunter. „Politik“ und Medien verloren an Überzeugungskraft, nicht nur an den Rändern, sondern auch in der Mitte. Es waren die verunsicherten Teile der Mitte unserer Gesellschaft, die zu einem beachtlichen Rekrutierungsreservoir der Rechtspopulisten wurden.

Und heute? Die Große Koalition der etablierten Parteien könnte dieses Mal den entgegengesetzten Fehler machen. Die Unterwanderungstaktik der radikalen Rechten ist eine ernst zu nehmende Realität und Gefahr. Die Proteste aber darauf zu reduzieren, könnte sich als schwerer Fehler erweisen. Der Protestmehrheit die Leviten zu lesen, reicht nicht: ‚Wer sich nicht hinreichend abgrenzt von Neonazis, Reichsbürgern und Verschwörungsspinnern, macht sich mit deren Sache gemein. Wird zum nützlichen Idioten.‘ Damit öffnet man Diskurse nicht, sondern schließt sie. Teile der prekären Mitte, die gerade dabei sind, sich aus den Fängen des Rechtspopulismus zu lösen, könnten

unter dem subjektiven Eindruck der Dif-
famierung und Ausgrenzung erneut
deren Demagogik erliegen. In ihrer
Wahrnehmung hatte man die Flücht-
lingsproblematik 2015 heruntergespielt;
nun droht man das antidemokratische
Potenzial der Corona-Proteste zu über-
höhen. Der Effekt könnte der gleiche
sein: Die prekäre Mitte re-popularisiert

sich. Der Rechtspopulismus fände ein
neues Thema, das er skandalisieren
kann. Ihm fehlen derzeit Thema und
Bühne. Das sollte so bleiben. Unserer
Demokratie wird das nur nützen.

Karikatur: Klaus Stuttmann Fotos:
promo, WZB, David Ausserhofer
Wolfgang Merkel (r.) ist Professor em.

am Wissenschaftszentrum Berlin WZB
und zurzeit Fellow am Institut für die
Wissenschaft vom Menschen. Robert
Vehrkamp ist Senior Advisor der Ber-
telsmann Stiftung und vormalig
Gastwissenschaftler am WZB.

Wörter:

1679

Autor: Von Reinhard Heinisch
Seite: 31 bis 32
Ressort: extra

Rubrik: Abendausgabe, Extra, Morgenausgabe
Mediengattung: Tageszeitung
Auflage: 43.000 (verbreitet)¹

¹ Verlag 01/2020

Baustelle Demokratie

Unser Politiksystem scheint in einer Art Dauerkrise zu stecken, aber das ist sehr abhängig von den Erwartungshaltungen. – Versuch einer politikwissenschaftlichen Standortbestimmung.

Von Reinhard Heinisch

Betrachtungen über die Demokratie beinhalten selten gute Nachrichten. Wann ging es ihr allgemein gesehen wirklich gut? Jürgen Habermas verfasste bereits 1973 eine Schrift zu den „Legitimationsproblemen im Spätkapitalismus“ und drei Große der Politikwissenschaft – Michel Crozier, Samuel Huntington und Joji Watanuki – prägten 1975 den Begriff der überlasteten Demokratie.

Selbst nach dem Triumph der westlichen Demokratie über den Sowjet-Totalitarismus und dem Fall zahlreicher anderer Diktaturen kamen bald Zweifel über ihren Zustand auf. In der Folge drehte sich die Demokratiekritik vorwiegend um Fragen der Post-Demokratie. Geprägt unter anderen vom britischen Soziologen Colin Crouch, lautete die Kritik, die westliche Demokratie wäre zu einem reinen Spektakel verkommen. Werbestrategen und Kommunikationsexperten lenkten dabei unter Aufbietung aller PR-Tricks die Aufmerksamkeit der Wählerschaft auf Oberflächliches. Politische Inhalte wären weitgehend ausgeblendet und würden entweder von gutvernetzten Lobbys oder einem technokratischen Expertentum vorgegeben.

Linke Demokratiekritiker, wie Crouch, sahen die Ursachen vor allem im Siegeszug des Kapitalismus, der nach dem Mauerfall konkurrenzlos agieren konnte. Diese Gedanken fanden in zahlreiche Bürgerbewegungen Eingang und führten verstärkt zu Forderungen nach mehr direkter Demokratie und zu Bestrebungen innovativer Bürgerbeteiligung bei allen Entscheidungen.

Schrankenloses Mehrheitsprinzip

Auch die populistische neue Rechte nahm das Thema der Demokratiekritik auf. Wir erinnern uns, dass die FPÖ in den Achtziger Jahren vor allem den Par-

teien- und Verbändestaat aufs Korn nahm. Die Kritik lag darin, dass undurchsichtige Eliten über die Köpfe des braven Volkes hinweg die Politik bestimmten, wobei ebenfalls Forderungen nach direkter Demokratie laut wurden.

Bis heute finden sich bei Europas Rechtspopulisten Demokratievorstellungen, die sich auf ein schrankenloses Mehrheitsprinzip eines „wahren“ oder „eigentlichen“ Volkes berufen. Daher wurde die plakative Ansage anlässlich der Bundespräsidentenwahl 2016, „Das Recht geht vom Volk aus – Neues Amtsverständnis – Bundespräsident Norbert Hofer“, eher als im Gegensatz zur liberalen Demokratie stehend interpretiert, da nach liberalen Vorstellungen der Rechtsstaat auch dem Mehrheitswillen in Sinne der Minderheitenrechte Schranken setzt.

Thematisiert von links und rechts, fand das Schlagwort der Demokratieverdrossenheit Eingang nicht nur in den öffentlichen Diskurs, sondern auch in die wissenschaftliche Analyse. Die Parteienforscher Richard Katz und Peter Mair beschrieben die Entwicklung westlicher Massenparteien, die zunächst zu Allerweltparteien würden und schließlich zu Kartellparteien.

Diese gründeten in der Folge ihre Macht zunehmend darauf, sich der Ressourcen des Staates zu bedienen, um sich teilweise abgekoppelt von den Wählern an der Macht zu halten. Auf Österreich umgelegt heißt dies, dass die Großparteien zwischen 1980 und 2013 zwar beinahe die Hälfte ihrer Wähler verloren, aber dennoch fast 100 Prozent ihrer politischen Macht behielten.

Andere wiederum relativierten diese Kritik mit dem Hinweis, dass es das oftmals beschworene Ideal wohlinformierter, engagierter Bürger und fairer Wettbewerbe so wohl nie gegeben hatte. Demokratieforscher wie Ingolfur Blühdorn verfolgen daher eine etwas andere Form der Demokratiekritik. In seinem Werk „Simulative Demokratie“ sieht dieser das Problem der modernen

Demokratie eher im Widerspruch zwischen den Ansprüchen der Bürger an die Demokratie und ihrer fehlenden Bereitschaft und Fähigkeit, die dafür notwendige Selbstdisziplin und Verpflichtungsethik aufzubringen.

Akteure statt Untertanen

Das Subjekt der postmodernen Gesellschaft stellt so weitreichende und kompromisslose Ansprüche an die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung, dass es sich nicht von jenen für das demokratische Ideal erforderlichen Normen der Demokratie in die Pflicht nehmen möchte.

Kollektive Impf- oder Maskenpflicht zum Schutz der demokratischen Gemeinschaft in Zeiten Coronas sind nur ein Extrem, das Beharren auf der oft wenig fundierten eigenen Meinung oder der bestenfalls gefühlten Wahrheit ein anderes. Auch das Engagement der Bürger für die Zivilgesellschaft nimmt ab, wie wir seit Robert Putnams klassischem Aufsatz „Bowling Alone“ (1995) wissen. Denn erst durch die Übernahme öffentlicher Aufgaben durch Bürger entsteht ein demokratisches Gemeinwesen. Diese sind somit nicht mehr Untertanen des Staates, sondern anteilsberechtigter und gestaltende Akteure.

Doch in der simulativen Demokratie unterschreibt das Subjekt lieber zeitökonomisch günstige Online-Petitionen, anstatt Nachmittage in Bürgerforen oder als Wahlbeisitzer zu verbringen -- das postdemokratische Paradox radikaler individueller Autonomie und demokratischer Gemeinschaftspflicht. Sind also die Bürger selbst schuld an der Malaise der Demokratie?

Jedenfalls scheint die Demokratie in einer Art Dauerkrise zu stecken. Dem wiederum kann man entgegenen, dass dies vor allem von den Erwartungshaltungen abhängt. Aus Sicht der Demokratie-Maximalisten ist der Zustand der Demokratie stets besorgniserregend. Sehr weitgefaste Demokratiekonzeptionen erwarten von ihr einen umfassenden Leistungskatalog: Sie soll neben den Grund- und Freiheitsrechten sowie

der Rechtsstaatlichkeit auch Kollektivgüter wie umfangreiche Sicherheit nach innen und außen zur Verfügung stellen, darunter materiellen Wohlstand, sozialstaatliche Garantien, Chancengleichheit, eine faire Verteilung der Ressourcen und vieles mehr.

Vor allem die von T.H. Marshall konzipierte Idee der Social Citizenship wurde für die moderne sozialdemokratische und linke Demokratietheorie zum zentralen Leitbild. Zwar müssen sich Maximalisten sagen lassen, dass diese Leistungen auch von Nicht-Demokratien erbracht werden können, somit nicht demokratiespezifisch sind und daher vom Demokratiekonzept getrennt werden sollten, dennoch sind diese Vorstellungen weit verbreitet. Aufgrund der augenscheinlichen Defizite bei den geforderten Output -Leistungen ist es nicht verwunderlich, dass bei den Maximalisten die Vorstellung der Demokratiekrise am meisten ausgeprägt ist.

Eingebettete Teilregime

Pragmatischer geht der deutsche Politikwissenschaftler und Demokratieforscher **Wolfgang Merkel** an das Thema heran. In dessen Konzept der Embedded Democracy sind stabile rechtsstaatliche Demokratien stets doppelt eingebettet. In ihrem Inneren bestehen sie aus Teilregimen, die funktional verschränkt sind und sich gegenseitig stabilisieren. Diese sind die politischen Partizipationsrechte, die bürgerlichen Freiheitsrechte, die horizontale Gewaltkontrolle sowie die Teilregime der effektiven Regierungsgewalt. Im Zentrum liegt das Wahlregime. Eingebettet sind diese Teilregime in wirtschaftliche und soziale Voraussetzungen sowie in eine funktionierende Zivilgesellschaft und in Staatlichkeit. Die Verzahnung dieser Mechanismen und Bedingungen schafft Stabilität, sodass Krisenerscheinungen in einzelnen Teilregimen oder in der Einbettung von innen heraus korrigiert werden können. Man könnte sagen, dass Donald Trump, der Teilbereiche der amerikanischen Demokratie ständig ausreizt, letztlich immer wieder Rückschläge erleben muss, wenn etwa Gerichte, kritische Medien oder neue Wahlgänge diverse Entscheidungen des Präsidenten konterkarieren. Damit gehen Pragmatiker wie Merkel bewusst einen Mittelweg zwischen den Maximalisten, für die die Demokratie in einer Art Dauerkrise steckt, und den Minimalisten, für die bereits regelmäßige Mehrheitsentscheide Ausdruck eines demokratischen Systems sind.

Wir sehen jedoch, dass die Regierungsform, die dem Volk die Entscheidungsgewalt überlässt, historisch gesehen eine Sache von Philosophen und Wissenschaftlern, also von Eliten ist. Wir wissen also, was Experten über die Demokratie denken und auch was Experten glauben, wie das Volk denkt, aber wir wissen immer noch wenig darüber, welche Vorstellungen Durchschnittsbürger von der Demokratie haben. Zwar gibt es Umfragen, doch gerade bei der Demokratiethematik ist das sozial erwünschte Antwortverhalten stark ausgeprägt. Demokratiediskussionen laden zu Gemeinplätzen ein und somit ist die abstrakte Zustimmung zur Idee der Volksherrschaft groß.

Auch hier steckt der Teufel im Detail und selbst in westlichen Demokratien tobt eine Diskussion darüber, wer zum Volk gehört. Wenn es etwa die Wohnbevölkerung wäre, müssten in Österreich etwa eine Million mehr Menschen wählen dürfen. Dass sie dies nicht dürfen, hat mit tradierten kulturellen und ethnisch bestimmten Vorstellungen zu tun und ist oft unabhängig von der Aufenthaltsdauer und den von Einwohnern für die Gemeinschaft erbrachten Leistungen.

Trotz einer Vielzahl an Demokratiebarometern, Wertestudien und Umfragen rätselt die empirische Politikwissenschaft über den tatsächlichen Zustand der Demokratie, fördert die Forschung doch viel Widersprüchliches zu Tage. Zunächst ist es nicht verwunderlich, dass in Umfragen positiv besetzte Gemeinplätze mit Demokratiebezug auf breite Zustimmung stoßen. Wer sollte wirklich gegen Wahlrecht und Meinungsfreiheit sein, vor allem für einen selbst? Gleichzeitig sinkt in westlichen Demokratien die Wahlbeteiligung und steigt die Entfremdung von wichtigen Institutionen wie Parteien.

Wertestudien scheinen außerdem bedenklich autoritäre Einstellungen im Wahlvolk aufzuzeigen und weitverbreitetes Unbehagen gegenüber demokratisch legitimierten Institutionen. So stimmten etwa im August dieses Jahres in einer repräsentativen Demokratieumfrage dieses Autors 74 Prozent der Befragten teilweise oder ganz der Aussage zu, dass in Österreich „die Mächtigen zu wenig auf das einfache Volk hören“. An die 47 Prozent meinten gar, dass es „dem Land besser gehen würde, wenn die jungen Leute zu Gehorsam und Disziplin erzogen werden würden“. Generell wissen wir wenig, wie belast-

bar die Unterstützung für die Demokratie ist und wie schnell Bürger bereit wären, demokratische Werte im Angesicht persönlicher Nachteile oder Bedrohungen aufzugeben. Dass dem so ist, lässt sich erahnen, wenn sich Politiker zu Aussagen hinreißen lassen, die zwar unter Eliten Verstörung verursachen, in der Bevölkerung jedoch mit Achselzucken quittiert werden. Somit bleibt unklar, was von der Bevölkerung abseits persönlich erlebter Beschränkungen als unvereinbar mit der Demokratie empfunden würde. So meinte ein österreichischer Innenminister noch vor etwas über einem Jahr, „das Recht müsse der Politik folgen“. Selbst der Kanzler sprach beim Ausreizen verfassungsrechtlicher Grenzen in der Corona-Krise von „juristischen Spitzfindigkeiten“.

Überhaupt offenbarte der Umgang mit der Corona-Krise einige betrübliche Einblicke in das Demokratieverständnis in Österreich. Hatte man in Deutschland eher das Gefühl, dass die Politik mit sich rang, entsprechende Eingriffe in die Freiheit vorzunehmen, und stets kommuniziert, dass es sich bei den Maßnahmen um ein zwar notwendiges Übel handle, aber in jedem Fall um ein Übel, klang das in Österreich viel mehr nach paternalistischem Obrigkeitsstaat. Dieser musste seine teilmündigen Bürger zu ihrem Selbstschutz unter Kuratel stellen – und so wurde das auch kommuniziert. Unter anderem vermittelte man den Eindruck, Demokratie könne allenfalls in guten Zeiten leisten, doch stünde sie in der Krise leider einer effizienten Problemlösung im Wege. Das war auch Viktor Orbáns Ansatz, der sich konsequenterweise vom Parlament gleich die gesamte Entscheidungsgewalt übertragen ließ.

Sonderfall Ungarn

Auch in Österreich wurde im politischen Diskurs insinuiert, dass es die Regierung sei, die Rechte geben und im Fall des Fehlverhaltens der Bürger wieder nehmen könne. Ebenso war man sichtlich nicht sonderlich darum bemüht, die entsprechenden Verordnungen so zu gestalten, dass sie verfassungskonform waren. Kritik an ihren Entscheidungen wurde von Regierungsseite als eine Art Majestätsbeleidigung behandelt. Das verrät die Mentalität des Obrigkeitsstaates, der meint, Rechte zu gewähren und nicht gewährleisten zu müssen. Dies mag – in Verbindung mit einer großen Krise – auch einer insgesamt jungen Regierung geschuldet sein,

die den Kampf um Demokratie nur noch aus Schulbüchern kennt.

Kanzlerin Merkel, die in der DDR-Diktatur sozialisiert wurde, mag der Wert der Demokratie weniger abstrakt vorkommen, was in ihren bedachten und abwägenden Reden zu dieser Thematik zum Ausdruck kam. In Österreich standen dagegen die Situationselastizität und das Bemühen um eindrückliche Kommunikation im Vordergrund.

Insgesamt gesehen ist unbestritten, dass die liberale Demokratie global auf dem Rückzug ist. In traditionell autoritären Staaten wie Russland, der Türkei oder China, in denen es noch zur Jahrtausendwende so aussah, als würden sich die politischen Systeme in Richtung Liberalität, Rechtsstaatlichkeit, stärkere demokratische Legitimität entwickeln, kam es bei allen Unterschieden zwischen diesen Ländern fast nur zu Rückschritten.

Auch in Ländern der europäischen Peripherie, die in einer Art Wartestellung über ihre Zukunft in Europa verharren, bedrohen Nationalismus, Populismus, wirtschaftliche Stagnation und Korruption die erzielten demokratiepolitischen Fortschritte. Die dort weit verbreitete Desillusionierung über die eigenen politischen Entwicklungsmöglichkeiten fördert politische Apathie oder die Hinwendung zu nationalistischen und identitätspolitischen Einstellungen. Viele Junge, einst die Hoffnungsträger für eine demokratische Zukunft, sehen heute ihre einzige Chance in der Emigration nach Westeuropa.

Noch gravierender wirkt der Umstand, dass mittlerweile in einem Nachbarland Österreichs und einem Mitgliedsstaat der EU, in Ungarn, nicht mehr von einer westlichen Demokratie gesprochen werden kann. Die Politikwissenschaft spricht von der autoritären Demokratie

oder genauer von einem kompetitiven Autoritarismus.

In der autoritären Demokratie von oben, im Gegensatz zur populistischen Demokratie von unten, geht die Zurückdrängung des Rechtsstaates und der freiheitlichen Grundordnung von den gewählten Machthabern aus, wobei staatliches Handeln durch die (vermeintliche) Volksmeinung legitimiert scheint, die jedoch von der politischen Führung durch gezielte Kampagnen gesteuert wird.

Der Prozess beginnt mit der systematischen Diskreditierung der freien Medien und Zivilgesellschaft. Initiativen und Organisationen, die sich gegen die staatliche Allmacht wehren und vom Ausland Unterstützung erbitten, geben den Behörden Anlass, gegen „ausländische Einflussnahme“ vorzugehen, Büros zu schließen, Unterlagen zu beschlagnahmen und prominente Mitglieder zu denunzieren.

Kein neutraler Staat

In weiterer Folge kommt es in diesen Systemen zu einer Aufweichung der Gewaltenteilung, wobei durch politische Interventionen oder Verfassungsänderungen die Unabhängigkeit der Justiz kompromittiert wird, was auch in Polen nach dem Sieg der Rechtsregierung geschah. In der Folge wird das System zunehmend exekutivlastig und die gesamte politische Macht konzentriert sich beim Regierungschef oder dem Parteichef der Regierungspartei. In dieser Situation ist der Staat nicht mehr neutral, sondern folgt nur noch einer parteipolitischen Agenda. So bilden etwa Schulbücher in Ungarn die ideologische Ausrichtung der herrschenden Regierungspartei ab. Ebenfalls ist die Kampagne Viktor Orbáns und der Fidesz-Partei gegen George Soros, die Central European University oder die

Akademie der Wissenschaften längst nicht mehr die politische Aktion einer Partei, sondern ein Angriff des ungarischen Staates auf bestimmte Personengruppen.

Die Medien werden dabei scheinbar teilweise ausgeschaltet. Der staatliche Rundfunk wird direkt übernommen und mit loyalen Kräften besetzt, die privaten Medien entweder durch Regulierungsmaßnahmen in wirtschaftliche Schieflage gebracht oder nach Möglichkeit von regierungsfreundlichen Konzernen aufgekauft. So gibt es zwar regelmäßig Wahlen, aber ohne effektive Minderheitenrechte und Medienpluralität sind diese weit von den Standards einer liberalen Demokratie entfernt.

Dennoch wird die bloße Feststellung von Mehrheiten in den Augen vieler, auch in Westeuropa, zum Inbegriff der Demokratie, ohne dass genügend über die Voraussetzungen nachgedacht wird, unter denen diese Mehrheiten erzielt wurden. Wenn dem nicht so wäre, hätte man Ungarn in der EU wohl längst stärker in die Pflicht genommen und wäre eine Partei wie Fidesz wohl aus jener Parlamentsfraktion geworfen worden, der die meisten bürgerlichen Parteien Europas angehören.

Reinhard Heinisch ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Salzburg und Mitherausgeber des Bandes „Kritisches Handbuch der Österreichischen Demokratie“ (Böhlau 2020).

Sanierung des Parlamentsgebäudes, April 2020. Foto: [picturedesk.com/Gerhard Wild](https://www.picturedesk.com/Gerhard-Wild)

Demokratiekritik erfolgt mitunter in Form kompromissloser Ansprüche oder im Beharren auf der wenig fundierten eigenen Meinung, wie bei deutschen „Anti-Corona“-Protesten. Foto: [dpa/Boris Roessler](https://www.dpa.com)

Abbildung:

Demokratiekritik erfolgt mitunter in Form kompromissloser Ansprüche oder im Beharren auf der wenig fundierten eigenen Meinung, wie bei deutschen "Anti-Corona"-Protesten. Foto: dpa/Boris Roessler

Wörter:

2257

Autor: Rüdiger Braun [tmt6gzhd6xy371n9dy6co4]**Seite:** 10**Ressort:** Brandenburg / Berlin**Ausgabe:** Hauptausgabe¹ IVW 2/2020² AGMA ma 2020 Tageszeitungen**Mediengattung:** Tageszeitung**Auflage:** 21.660 (gedruckt) ¹ 20.592 (verkauft) ¹
21.175 (verbreitet) ¹**Reichweite:** 0,087 (in Mio.) ²

Protest

„Das sind nicht alles Covidioten“

Der Protestforscher **Dieter Rucht** über die Corona-Demonstrationen, Verschwörungstheorien und ernst zu nehmende Argumente der Teilnehmer

Der Soziologe und langjährige Professor am **Wissenschaftszentrum Berlin, Dieter Rucht**, ist Mitbegründer des in Berlin ansässigen Instituts für Protest- und Bewegungsforschung.

Die Bilder von Rechtsextremen mit Reichsflaggen auf der Treppe des Reichstags gingen um die Welt. Bekommt da eine Splittergruppe zu viel Aufmerksamkeit?

Man braucht die Wachsamkeit und die Berichterstattung. Trotzdem würde ich manches zurückhaltender beurteilen. Von einem „Sturm auf den Reichstag“ würde ich zum Beispiel nicht sprechen. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sprach von einem „unerträglichen Vorgang“. Ist seine Sorge gerechtfertigt?

Die Sorge sollte weniger dieser Einzelaktion, sondern dem Rechtspopulismus in seiner ganzen Breite gelten. Sie sollte der beachtlichen Gruppe von Menschen gelten, die Sympathien für diese Demonstrationen haben und auch für einen Teil dessen, was da geäußert wurde - insbesondere von rechtsradikaler Seite.

Sind Demonstrationen gegen Pandemiemaßnahmen so problematisch?

Die Gesamtheit der Demonstrierenden ins rechte Spektrum einzuordnen, halte ich für völlig verfehlt. Wenn insgesamt 40 000 Menschen da waren, dann wissen wir nicht, was nach Abzug der Rechtsextremen der große Rest wirklich denkt. Wir sehen einzelne Schilder oder hören kurze Aussagen. Meine Vermutung ist, dass bei Weitem nicht alle rechts einzuordnen sind.

Sehen Sie bei den Demos vernünftige Argumente?

Zum Teil ja. Das kommt im Ganzen aber nicht so zum Ausdruck, weil auf der Demo ja nicht differenziert argu-

mentiert werden kann wie etwa in einem Seminar. Ich finde aber, dass durchaus Leute einzelne Corona-Maßnahmen zu Recht kritisieren. Sie sagen zum Beispiel, dass die Maßnahmen zum Teil widersprüchlich und dass sich selbst die Experten nicht immer einig sind. Es gibt immer wieder Änderungen der Auflagen. Und es wird gesagt, dass die Maßnahmen im Verhältnis zur Gefahr der Erkrankungen übertrieben sind. Das alles muss man natürlich im Einzelnen prüfen, aber an solchen Argumenten mag schon etwas dran sein. Insofern wäre es völlig abwegig, die Demonstranten in ihrer Gesamtheit als „Covidioten“ zu beschimpfen. Überraschend bei den Demos ist die wilde Mischung der Beteiligten. Ist es ein Novum, dass man Reichskriegsflaggen und Regenbogenfahnen in einem Demo-Zug erblicken kann?

In dieser extremen Breite ist es wirklich ein Novum. Allerdings gab es auch in der Vergangenheit schon merkwürdige Konstellationen. Ich erinnere an die Mahnwachen für den Frieden, die 2014 meist montags in diversen Städten abgehalten wurden. Auf diesen Kundgebungen anlässlich des Krieges in der Ost-Ukraine traten Exponenten des rechten Lagers auf, und es traten zugleich Linke auf. Ich denke, wir können solche Phänomene auch in Zukunft erwarten. Das heißt nicht, dass die Unterscheidung von rechts und links künftig keine Bedeutung mehr hätte. Aber es gibt Leute, die sich auf dieser Achse nicht mehr einordnen wollen. Das galt auch für diese Mahnwachen. Wir haben die Leute damals befragt. Sie definieren sich jenseits der Links-Rechts-Achse und sind bei spezifischen Anlässen ansprechbar. Corona ist ein solcher Anlass, der inhaltlich unterschiedliche Dinge trans-

portiert: Impfschutz, innere Sicherheit, Tierschutz, anthroposophische Weltbilder, Demonstrationsfreiheit und so weiter.

Ein gemeinsames Merkmal der Proteste von 2014 und auch jetzt scheint das Misstrauen gegenüber staatlichen Autoritäten. Ist es in dieser Form neu?

Die pauschale Diskreditierung der politischen Klasse, dass etwa von „Merkeldiktatur“ und „Versklavung“ die Rede ist, hat deutlich zugenommen. Diese Entwicklung konnte man schon bei Pegida beobachten, wo ich mehrfach vor Ort war. Die Grundstimmung „Wir sind das Volk und wir rufen zum Widerstand gegen die da oben auf“ ist auch in Meinungsumfragen festgestellt worden. Tatsächlich hat diese Tendenz eindeutig zugenommen in den letzten zehn bis 15 Jahren. Es ist keine Entwicklung, die durch die Corona-Krise ausgelöst wurde. Sie hat hier erneut einen Anlass und Rahmen gefunden, in dem sich solche Stimmungen präsentieren.

Hat in gleichem Maße die irrationale Wahrnehmung und Deutung von Wirklichkeit zugenommen, die wir zum Beispiel unter dem Begriff der Verschwörungstheorie zusammenfassen?

Das ist schwer zu sagen. Tatsache ist, dass manche Verschwörungsgeschichten schon im Mittelalter zu finden sind. Es gibt zum Beispiel einen amerikanischen Verein, der glaubt, dass die Erde eine Scheibe ist. Absurde und imaginierte Dinge spielten schon immer eine Rolle. Das Internet hat diese Dinge jetzt aber viel mehr freigelegt. Es hat sie auch verstärkt, weil diese Vorstellungen in den Filterblasen, wo man sich nur noch unter seinesgleichen bewegt, verdichtet und verhärtet werden. Das Internet hat die Dinge enorm beschleunigt und auch für eine größere Anhängerschaft

gesorgt.

Wenn es die Vereinigung von Extremen einerseits und eine irrationale Wahrnehmung andererseits gibt, müssen wir uns da nicht Sorgen um unsere Demokratie machen?

Ich glaube schon, dass hierzulande die Demokratie sehr gefestigt ist und dass die Bürgerinnen und Bürger auch dahinterstehen - und zwar nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten. Aber im Moment sieht es manchmal so aus, als hätte die Rechte die Hoheit über die

politische Öffentlichkeit erlangt und die außerparlamentarische Bühne übernommen. Trotzdem glaube ich, dass diese Wahrnehmung nicht die realen Kräfteverhältnisse spiegelt.

Wie behalten wir in dieser verwirrenden politischen und gesellschaftlichen Situation einen klaren Kopf?

Man sollte nicht versuchen, das alles einfach auszusitzen und zu meinen, in einem Jahr sei diese Art von Unruhe wieder vorbei. Das glaube ich nicht.

Man sollte umgekehrt aber auch nicht

diesen Leuten ständig eine Plattform bieten. Wenn solche Gruppen überhaupt einen Platz in den Medien bekommen, dann muss man sehr gut darauf vorbereitet sein und wissen, wie man mit ihnen umgeht. Sie sind ja inzwischen auch erfahren und routiniert im Umgang mit Medien. Schlecht vorbereitete Fragesteller können dann durchaus vorgeführt werden.

Abbildung:

Bei Demonstrationen gegen Pandemiemaßnahmen wie hier in Berlin am 29. August finden ganz unterschiedliche politische Richtungen zusammen. Das ist auch für Soziologen neu. epd

Fotograf:

Foto:

Wörter:

892

Seite: 2
Ressort: Echo Politik
Rubrik: Rüsselsheimer Echo
Ausgabe: Hauptausgabe

Mediengattung: Tageszeitung
Auflage: 10.854 (gedruckt)¹ 11.794 (verkauft)¹
12.300 (verbreitet)¹
Reichweite: 0,050 (in Mio.)²

¹ von PMG gewichtet 07/2020

² von PMG gewichtet 07/2020

Wut auf "die da oben"

STUDIE Der Populismus geht zurück - aber das könnte Radikalisierung bedeuten

Gütersloh - Bilder von Rechtsextremen auf den Stufen des Parlamentes sorgen seit dem Wochenende für Debatten über den Zustand der Demokratie. Demos gegen die Corona-Politik in Deutschland finden Zulauf, und so manche Verschwörung gegen "die da oben" stößt im Netz auf breites Echo. Da klingt der Befund einer aktuellen Studie der Bertelsmann-Stiftung und des **Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)** in Sachen Populismusanfälligkeit der Deutschen zunächst überraschend: In einer Umfrage vom Sommer zeigten sich deutlich weniger Wahlberechtigte offen für populistische Parolen als noch vor zwei Jahren. Nur noch jeder Fünfte gilt demnach als populistisch eingestellt, 2018 war es jeder Dritte.

Die Autoren sprechen gar von einer Trendwende im Meinungsklima, gestützt durch die politische Mitte. Und doch liefert die Studie Anlass zur Beunruhigung: Derart in die Defensive gebracht könne sich der rechte Rand weiter radikalisieren, warnen sie. Populistisch eingestellt ist laut Studie jemand, der bestimmte anti-pluralistische Aussagen bejaht, sich gleichzeitig gegen das Establishment und für mehr Macht des Volkes einsetzt. Damit setze die Studie auf einen Minimalkonsens des in den Wissenschaftsdisziplinen immer wieder anders pointierten Populismusbegriffs, ordnet Paula Diehl, Professorin für Ideengeschichte und politische Theorie der Universität Kiel, ein. "Populismus macht eine Opposition zwischen Volk und Elite auf", erklärt sie. Wichtig dabei: "Populistische Einstellungen gibt es im gesamten politischen Spektrum und sind nicht automa-

tisch mit Rechtspopulismus gleichzusetzen - auch wenn das in Deutschland zuletzt das am meisten verbreitete Phänomen war."

Die Umfrage vom Juni - also nach dem Lockdown und doch mitten in der Corona-Krise - zeige dabei eine längerfristige Trendumkehr, wie Mitautor **Wolfgang Merkel** vom WZB sagt.

Politik zeigt sich handlungsfähig

Tatsächlich habe die populistische Welle Ende 2018 ihren Höhepunkt erreicht und sei dann "erdrutschartig" abgeschwollen, heißt es in der Studie. Hinter der Entwicklung stecke ein verbessertes Regierungshandeln. In der Flüchtlingskrise 2015/16 hätten Medien und Politik die Herausforderungen der Migration herunter- und damit Populisten in die Karten gespielt. Doch inzwischen sei es der Politik gelungen, sich wieder handlungsfähig zu zeigen - das gelte erst Recht für die Zeit der Corona-Krise.

"Die Pandemie hat das Begehren des Volkes auf mehr Mitsprache in den Hintergrund gedrängt. Stattdessen war ein schneller Reaktionsmodus erforderlich, in dem die Exekutive gefragt ist", sagt Paula Diehl von der Uni Kiel. Das könne sich aber wieder ändern. Nehmen die wirtschaftlichen Probleme zu, könne das Populisten wieder beflügeln. Diese Gefahr sieht auch Populismus-Fachmann Hans Vorländer von der TU Dresden: "Auch wenn Umfragen derzeit eine überwältigende Zustimmung der Bevölkerung zum Krisenmanagement der Regierung zeigen, ist das keine Garantie dafür, dass beim Hervortreten von wirtschaftlichen oder sozialen Pro-

blemen populistische Verstärkereffekte wieder greifen,"

Eine Radikalisierung am rechten Rand misst auch das "Populismusbarometer": Das gelte etwa für die AfD, die sich seit 2015 von einer rechtspopulistischen zunehmend zur rechtsextremen Partei wandle. "Wir erleben seit längerer Zeit eine Radikalisierung des Milieus. Das geht bis hin zu gewalttätigen Aktionen und einer Verschärfung des ohnehin verrohten Diskurses. Das kann man in den sozialen Medien sehen und auf der Straße", sagt Vorländer.

Diehl weist darauf hin, dass ein Rückgang populistischer Einstellungen kein Schutz gegen Extremismus sei: Auch bei den Corona-Protesten seien Rechtsextremisten geduldet worden. "Es mangelt an Abgrenzung, auch weil eine Normalisierung eingesetzt hat", sagt sie. Florentine Dame

Ältestenrat will Bericht abwarten
Nach der Besetzung der Treppe des Reichstagsgebäudes durch Demonstranten verzichtet der Bundestag vorerst auf eine Verschärfung der Sicherheitsmaßnahmen. Der Ältestenrat, der sich am Donnerstag mit dem Vorfall bei den Demonstrationen befasste, forderte erst einmal einen ausführlichen Bericht der Berliner Sicherheitsbehörden ein. Auch das Bundesamt für Verfassungsschutz soll darlegen, welche Hinweise auf mögliche Bedrohungen es vor dem Vorfall vom vergangenen Samstag hatte. Schon Monate vorher hat es laut einem "Spiegel"-Bericht in Chatgruppen Diskussionen über solche Aktionen gegeben. dpa

Abbildung: "Die Welt retten heißt: die Eliten stürzen", steht auf einem Plakat auf der Corona-Demo in Berlin. Populisten machen eine Opposition zwischen Volk und Elite auf. foto: AFP
Fotograf: AFP

Wörter:

545

Urheberinformation:

Alle Rechte vorbehalten. © FSM Mediendienste GmbH, Frankfurt am Main

© 2020 PMG Presse-Monitor GmbH

Udo Simonis, kann der Green New Deal die Welt retten?

Udo Ernst Simonis ist emeritierter Professor für Umweltpolitik am Wissenschaftszentrum Berlin. Er forscht unter anderem zu der Frage, wie ein ökologischer Strukturwandel der Wirtschaft und der Gesellschaft gelingen kann und war Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung "Globe Umweltveränderungen". Udo lebt gemeinsam mit seiner Frau Heide Simonis am Schrevenpark und ist Mitglied bei uns im Ortsverein. Wir wollten wissen: Wie bewertet er die aktuellen Entwicklungen – von Fridays for Future bis Green New Deal?

Lieber Udo, kann der „Green New Deal“ die Welt retten?

Für die Welt als Ganzes ist der Begriff nicht anwendbar: Die ökonomischen Interessen der Staaten sind höchst unterschiedlich und – was schlimmer ist – sie dominieren die ökologischen Interessen massiv; da gibt es bisher keine Chance auf Parität. Für die Rettung Deutschlands scheint die dafür notwendige Parität von ökonomischen und ökologischen Interessen zunehmend möglich zu werden. Ich selbst würde aber lieber ein Konzept mit Geschichte verwenden wollen: das der „Ökologischen Modernisierung“; andere plädieren für eine „Große Transformation“. Für die EU ist der Begriff „Green New Deal“ in dem Sinne passender, als zwischen den Mitgliedsländern massiv „ge-dealt“ werden muss, um grüne Projekte realisieren zu können.

Was ist aus wissenschaftlicher Sicht wichtig, damit Umweltpolitik gelingen kann?

Eine intakte Umwelt ist Garant und Grundlage unseres eigenen Überlebens. Umweltpolitik bedarf deshalb grundsätzlich der Empathie mit der Natur, der Liebe zu und des Respekts vor Flora und Fauna. Umweltpolitik bedarf zum anderen der Suche nach

gesellschaftlichem Konsens über die anzustrebenden Ziele, die geeigneten Instrumente und die angemessenen institutionellen Rahmenbedingungen – sowie der ehrlichen Erfolgskontrolle, was die Politikergebnisse angeht.

In manchen Sektoren sind weit schnellere Veränderungen im Gange, als in anderen. Was sind die Gründe dafür?

Ob eine ökologische Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft wahrscheinlich wird, ist von einer historischen Erfahrung eingegrenzt: Es gibt immer (oft) Vorreiter, aber auch (viele) Nachzügler und (zahlreiche) Sitzbleiber. In manchen Sektoren können die Nachzügler und Sitzbleiber rasch mobilisiert werden – in anderen werden sie zu versteinerten Blockierern. Die Geschichte der Umweltpolitik zeigt aber auch, dass und wie man schnell lernen kann: Gute Kommunikation war hierbei zumeist der entscheidende Faktor.

Auf internationaler Ebene stoßen Vorschläge wie die Gründung einer UN-Umweltorganisation auf großen Widerstand. Auch bei vielen Menschen scheint die Angst vor dem eigenen Verzicht groß zu sein. Wie kann man eine positive Vorstellung einer großen Transformation verankern?

Individuen, Organisationen und Staaten haben Einzelinteressen – und das wird wohl auch so bleiben. Es gibt aber auch Gesamtinteressen, solche, die länger schon da waren und andere, die neu entstehen. Der Schutz der Natur ist seit 150 Jahren ein gesellschaftliches Anliegen – und das wird größer werden, wenn man die neuen ökologischen Gefährdungen der Natur schneller erkennt. Beim stratosphärischen Ozonloch hat man die Gefahr schnell erkannt – und es wurde rasch gehandelt (Montreal Protokoll). Beim Klimawandel ist die

Gefahr erst durch intensive wissenschaftliche Arbeit (auch in Deutschland) erkannt worden – und man hat, nach langen Geburtswehen, zu einer Vereinbarung gefunden, dem Pariser Abkommen, das nun aber der praktischen Umsetzung harret.

Die Corona-Pandemie hat die Notwendigkeit und Dringlichkeit einer „globalen ökologischen Wende“ erneut in den Fokus gebracht: Wer achtlos das Virus weitergibt, gefährdet das Leben der Großeltern; wer achtlos Kohlendioxid freisetzt, gefährdet das Leben der Enkel. Diese fundamentale Erkenntnis verdeutlicht, dass es in beiden Fällen – der Klima-Krise und der Corona-Krise – um Generationengerechtigkeit und um wechselseitige Solidarität gehen muss.

„Umweltpolitik muss sein wie eine Wassermelone: Außen grün und innen rot“. Kannst Du mit dieser Aussage etwas anfangen? Wenn ja, wie lässt sie sich aus Deiner Sicht mit Leben füllen?

Ja, das ist eine schöne, animierende Metapher in dem Sinne, dass Grün und Rot unbedingt zusammengedacht werden müssen. Eine „Weiter-so-Politik“ darf keine Option mehr sein. Nachhaltigkeit und Resilienz sind jetzt Thema. Von der Wissenschaft sind dazu drei fundamentale Ziel-Kategorien entwickelt und begründet worden: „De-Karbonisierung“, „De-Materialisierung“ und „Re-Naturierung“ – in verständlicher Fassung ausgedrückt: Es geht um rasche Reduzierung der CO₂-Emissionen, um drastische Verringerung des

"Wer achtlos das Virus weitergibt, gefährdet das Leben der Großeltern. Wer achtlos Kohlendioxid freisetzt, gefährdet das Leben der Enkel."



Umweltpolitik braucht auf der einen Seite die Empathie mit der Natur sowie die Liebe zu und den Respekt vor Flora und Fauna. Auf der anderen Seite aber auch die gesellschaftliche Suche nach Konsens, angemessenen Rahmenbedingungen und ehrlicher Erfolgskontrolle.

Ressourcenverbrauchs, um Stopp der Vermüllung und um Rettung und Wiederherstellung biologischer Vielfalt, von Flora und Fauna.

BSE verringerte den Fleischkonsum, Fukushima führte zum Atomausstieg in Deutschland, Corona lässt Zweifel an der globalisierten Produktionsweise aufkommen. Braucht es große kollektive Schreckmomente, um ökologisch Fortschritte zu machen?

Lester Brown, der große Welt-Denker, hat diese historisch bedeutsame Frage einmal auf knappste Weise beantwortet: „Pearl Harbor, Berlin Wall, Sandwich“. In meine Worte gebracht: Große Katastrophe, historische Gelegenheit, bestmögliche Kooperation von Regierung und Zivilgesellschaft.

Du kritisierst die deutsche Umweltpolitik als zu technologie-orientiert. Was meinst Du damit?

Umweltministerium, Umweltbundesamt, Bundesregierung repräsentieren – und ihre Reaktionen auf die Corona-Pandemie haben es erneut bestätigt – in weitem Maße eine technologie-dominierte Zukunftssicht. Man denkt zwar an die Zukunft, schnürt „Konjunktur- und Zukunftspakete“, aber Mensch und Natur werden dabei weitgehend vernachlässigt. Es gibt sie aber, die human- und naturbasierte Sicht der Welt: Es gibt die UN-Biodiversitätskonvention, es

gibt eine Waldoption in der Klimapolitik, es könnte auch eine ökologische Landwirtschaft geben und man kann mehr Empathie der Politiker mit der Natur erwarten – und sie bei der Bevölkerung einfordern.

Es gibt auch positive Meldungen: Der Fleischkonsum geht zurück, mehr Menschen fragen sich, wie sie handeln sollen, um den neuen Herausforderungen gerecht zu werden. Gibt es seitens der Wissenschaft konkrete Handlungsvorschläge, nach denen sich die Politik und die Einzelperson richten kann?

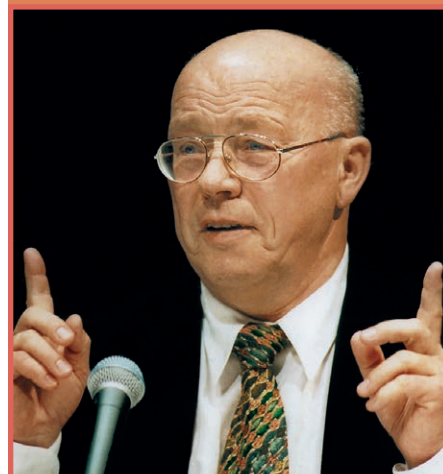
In der Umweltwissenschaft gibt es nicht nur die Debatte über die zitierten Ziel-Kategorien; es gibt auch eine große Debatte über die zu nutzenden Strategien der Umweltpolitik – über ein Dreieck von Effizienz, Konsistenz und Suffizienz. In den meisten Verlautbarungen und Gesetzesvorhaben der praktischen Umweltpolitik findet man immer wieder den Begriff Effizienz, selten mal den der Suffizienz – und nicht einmal den der Konsistenz des Handelns. Das ist höchst bedauerlich. Denn unsere Gesellschaft macht ja zurzeit – in der Corona-Krise – große Erfahrungen mit und vielfältige Versuche bei der Frage, ob Suffizienz (Genügsamkeit, Einfachheit, Schlichtheit) nicht auch strategisch wichtig sein kann bzw. in Zukunft sein sollte.

Welchen Tipp würdest Du jemandem geben, der sich für die Umwelt einsetzen möchte?

Viel lesen, sorgfältig nachdenken, eifrig diskutieren und praktisch handeln; auch Greta Thunberg und die Fridays-Bewegung begleiten, auf dass daraus ein neues, zupackendes politisches Motto werden möge – wie etwa „Whole Week for Future!“

Prof. Dr. Dr. h.c. UDO ERNST SIMONIS (82)

ist in mehreren wissenschaftlichen Gremien aktiv und kritischer Beobachter der aktuellen Politik.



Seite: FAZ.NET
 Ressort: FAZ.NET

Visits (VpD): 3,04 (in Mio.)¹
 Unique Users (UUpD): 0,372 (in Mio.)²

Mediengattung: Online News

¹ von PMG gewichtet 07-2020

² gerundet agof ddf Ø-Tag 2020-07 vom 03.08.2020, Gesamtbevölkerung 16+

Entwicklung der EU

Wer die Fiskalunion will, muss die Bürger fragen

Von Christine Landfried

In seinem Vortrag "Politik als Beruf" nannte der Soziologe Max Weber im Jahr 1919 drei Eigenschaften, die gute Politiker auszeichneten. "Man kann sagen, dass drei Qualitäten vornehmlich entscheidend sind für den Politiker: Leidenschaft - Verantwortungsgefühl - Augenmaß."

Von einer Leidenschaft für Europa war bei dem ersten Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs der EU-Mitgliedstaaten unter der deutschen EU-Ratspräsidentschaft im Juli wenig zu spüren. Nationale Egoisten kennzeichneten die Verhandlungen. So wirkte es wenig glaubwürdig, als der Präsident des Europäischen Rates, Charles Michel, am Ende in die Fernsehkamera sagte: "Wir haben es geschafft. Europa ist stark. Europa ist einig."

Doch wenn man genauer hinschaut, dann ist der Inhalt der Einigung beachtlich. Das Verhandlungsergebnis hat das Potential, die Grundlage für eine neue Ära der EU zu sein. Die gemeinsame europäische Aufnahme von Finanzmitteln an den Kapitalmärkten für eine Aufbauhilfe zur Bewältigung einer schweren Krise ist ein Novum. Die Mitgliedstaaten haften gemeinsam für die Schulden, und die EU vergibt einen Teil der Gelder als nicht rückzahlbare Zuschüsse an die am stärksten von der Pandemie betroffenen Länder. Solidarität basiert auf Vertrauen

Die deutsch-französische Kooperation erwies sich bei den Verhandlungen über diese schwierige Materie als produktiv und konnte trotz erheblichen Gegenwindes die europäische Integration voranbringen. Denn die europäische Aufbauhilfe lässt sich als Entscheidung für eine Fiskalunion im Rahmen eines solidarischen Europas interpretieren. Ist die EU also im Begriff, aus einem Zweckbündnis zum Erreichen ökonomischer Vorteile zu einer politischen Gemeinschaft zu werden, in der die Mitgliedstaaten

auch in schwierigen Zeiten zusammenhalten?

So überzeugend die Richtung des eingeschlagenen Weges ist, so unzureichend sind die demokratischen Wurzeln dieser vertieften europäischen Integration. Natürlich muss das Finanzpaket vom Europäischen Parlament gebilligt werden, und auch die nationalen Parlamente müssen zustimmen. Eine Transformation der EU zu einer Fiskalunion, so die These, lässt sich jedoch nicht im Rahmen der Haushaltsplanung legitimieren, sondern erfordert einen öffentlichen Diskurs und Änderungen der europäischen Verträge durch einen demokratisch legitimierten Konvent.

An der Willensbildung eines solchen Konventes müssen die Bürgerinnen und Bürger frühzeitig auf wirksame Weise beteiligt sein. Denn die Solidarität in der EU beruht auf anspruchsvollen Voraussetzungen. Sie ist auf das Vertrauen der Bürger in die politischen Eliten und die demokratischen Werte sowie ein Zugehörigkeitsgefühl zur EU angewiesen. Die EU braucht öffentliche Räume, in denen ein Austausch zwischen den gewählten Repräsentanten und den Repräsentierten stattfindet. Nur so kann das Vertrauen aufgebaut werden, das für eine Solidarität jenseits des Nationalstaates notwendig ist. Der Politikwissenschaftler **Michael Zürn** bringt es auf den Punkt: "Man kann Solidarität nicht hinter dem Rücken der Bevölkerung erzeugen."

Meine These werde ich in drei Schritten entwickeln. Erstens wird beschrieben, welche Aspekte der Aufbauhilfe "Next Generation EU" einen Wendepunkt im Prozess der europäischen Integration markieren. Zweitens möchte ich die Notwendigkeit einer Fiskalunion mit der Bedeutung der EU für die Sicherung einer sozialen Marktwirtschaft im Prozess der Globalisierung begründen. Da die Realisierung einer gemeinwohlver-

träglichen europäischen Marktwirtschaft ein hohes Maß an Solidarität der Bürger verlangt, ist zu prüfen, ob die Mechanismen des europäischen Regierens geeignet sind, die Voraussetzungen für diese Solidarität zu schaffen. Und drittens schlage ich vor, eine Fiskalunion nicht mit ad-hoc Maßnahmen auf den Weg zu bringen, sondern das Verfahren eines Konventes zu wählen, das einen Neuanfang der EU ermöglicht. Zum ersten Mal in der Geschichte der EU sind sich die Staats- und Regierungschefs über die bisher stets umstrittene gemeinsame Verschuldung einig geworden. Die Kommission wird an den Finanzmärkten Anleihen ausgeben, und die Mitgliedstaaten übernehmen die Garantie für die europäischen Anleihen entsprechend ihrem Beitrag zum EU-Haushalt. Mit den Geldern in einer Höhe von bis zu 750 Milliarden Euro für den Fonds "Next Generation EU" sollen Programme zur Bewältigung der sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Covid-19-Pandemie finanziert werden und dabei Klimaschutz und Digitalisierung eine wichtige Rolle spielen. Die umfangreichen Mittel werden also für Modernisierungsprojekte eingesetzt. So sind für den Klimaschutz 30 Prozent der Mittel des Aufbaufonds und 30 Prozent des regulären EU-Budgets vorgesehen. Trotz der berechtigten Kritik an den Kürzungen der ursprünglich eingeplanten Mittel für den Klimaschutz handelt es sich immer noch um ein anspruchsvolles Ziel. Die Kommission erhält einen weitreichenden Einfluss bei der Verwendung der Mittel und wird praktisch zu einem europäischen Finanzministerium.

(===== Linkliste =====)

Nun kann man argumentieren, dass die Aufbauhilfe für die Covid-19-Pandemie eine Ausnahme sei und noch keinen grundsätzlichen Wandel der EU zu einer

Fiskalunion bedeute. Freilich ist nicht zu übersehen, dass - anders als in der Eurokrise -, eine europäische Aufnahme von Schulden ebenso für sinnvoll erachtet wird wie Zuschüsse für besonders krisengeschüttelte Mitgliedstaaten. Die solidarische Herangehensweise an die Bewältigung der Pandemie, ein insgesamt sehr viel höheres EU-Budget als zuvor und die inhaltliche Orientierung der Ausgaben eröffnen neue Perspektiven für eine europäische Fiskalpolitik. Neu ist auch die Beachtung des Rechtsstaatsprinzips bei der Vergabe der Finanzmittel an die Mitgliedstaaten. Die Schlussfolgerungen des Europäischen Rates enthalten keineswegs nur vage Formulierungen über die Bedeutung der Rechtsstaatlichkeit. Es steht ganz klar in der Vereinbarung, dass eine "Konditionalitätsregelung" und damit ein Mechanismus für die Achtung des Rechtsstaatsprinzips zum Schutz des Haushaltes eingeführt wird. "In diesem Zusammenhang wird die Kommission im Fall von Verstößen Maßnahmen vorschlagen, die vom Rat mit qualifizierter Mehrheit angenommen werden" (Schlussfolgerungen des Europäischen Rates vom 21.7.2020, Absatz 23). Dieser Satz muss als Hinweis auf einen schon vorhandenen Vorschlag der Kommission verstanden werden kann. Seit 2018 liegt nämlich ein Entwurf für eine Verordnung zum Schutz der Rechtsstaatlichkeit in Haushaltsfragen auf dem Tisch. Danach muss ein Mitgliedstaat bei Verstößen gegen das Rechtsstaatsprinzip mit erheblichen Sanktionen bis hin zu einer Aussetzung von Zahlungen aus dem EU-Haushalt rechnen (COM(2018) 324 final). Wenn das Europäische Parlament und der Rat diesen Entwurf verabschiedeten, dann entstünde ein wirkungsvolles Instrument zur Wahrung des Rechtsstaatsprinzips. Diese Interpretation hat sich inzwischen bei den Botschaftern der Mitgliedstaaten in Brüssel mit der Einschränkung durchgesetzt, man werde den Entwurf im Lichte der Schlussfolgerungen des Europäischen Rates anpassen und das Thema Rechtsstaatlichkeit mit dem EU-Haushalt verknüpfen.

Überdies wurde im Kreis der Staats- und Regierungschefs eine Reform der Einnahmen des EU-Haushaltes verabredet. Eine solche Reform ist überfällig, da das System der sogenannten Eigenmittel zum letzten Mal in den achtziger Jahren verändert wurde. Schon lange kritisieren Wissenschaftler und Europapolitiker, dass die Eigeneinnahmen der EU

von etwa einem Prozent der Wirtschaftsleistung der EU (BIP) den gewachsenen Aufgaben nicht gerecht werden. Der Rechtswissenschaftler Miguel Maduro hat daher vorgeschlagen, das europäische Budget auf drei Prozent der europäischen Wirtschaftsleistung zu erhöhen. Die zusätzlichen Mittel könnten über eine europäische Unternehmens- und eine Finanztransaktionssteuer gewonnen werden. Mit einer Unternehmenssteuer ließe sich der Wettbewerb zwischen den Mitgliedstaaten um immer geringere Steuersätze für Unternehmen begrenzen. Eine Finanztransaktionssteuer beruhte auf der Überlegung, dass diejenigen, die mit Einkommen aus Kapital besonders vom Binnenmarkt profitieren, einen Teil des europäisch generierten Wohlstandes an die Gemeinschaft zurückgeben. Genau dieser Gedanke wird in dem jetzigen Finanzpaket aufgenommen: "Die Union wird in den kommenden Jahren auf eine Reform des Systems der Eigenmittel hinarbeiten und neue Eigenmittel einführen." Zunächst wurde eine Abgabe auf nicht wiederverwerteten Plastikmüll beschlossen. Als weitere mögliche Einnahmen werden eine Digitalabgabe und eine Finanztransaktionssteuer genannt. Eine Fiskalunion macht Sinn

Alles in allem: Der Europäische Rat hat mit der Aufbauhilfe und dem mehrjährigen Finanzrahmen die Weichen für eine Fiskalunion gestellt. Eine solche Fiskalunion wäre sinnvoll, weil sie die EU in die Lage versetzte, die Einnahmen und Ausgaben des europäischen Haushaltes so zu gestalten, dass sie zu einer sozialen Marktwirtschaft beitragen. In einer weltpolitischen Lage, in der sich in den Vereinigten Staaten von Amerika die zerstörerische Kraft einer weitgehend ungebremsten Marktwirtschaft manifestiert und ein autoritäres China an Einfluss gewinnt, ist es umso wichtiger, dass die EU ihr Modell der Verbindung von repräsentativer Demokratie und sozialer Marktwirtschaft festigt. Die neue Entwicklung in der europäischen Haushaltspolitik ist als Versuch zu sehen, dieses Modell in einer sich globalisierenden Welt zu verwirklichen.

Die Nationalstaaten waren seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit einem rasanten Wandel der Ökonomie, der Kommunikation, der Mobilität und des Wissens konfrontiert. Gleichzeitig sahen sie sich durch die Globalisierung in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Häufig haben sie mit einer Politik der Anpassung an den Markt rea-

giert. Mit den Entscheidungen für ein Konzept der Deregulierung hat die Politik den negativen Begleiterscheinungen der Globalisierung gerade nicht gegengesteuert. Diese Herangehensweise führte zu einer immer größeren Ungleichheit in der Verteilung von Gütern, Dienstleistungen, Kapital, technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften in und zwischen den Nationalstaaten. Wie nicht anders zu erwarten, wurde der soziale Zusammenhalt brüchig. Mittlerweile hat in vielen Staaten Europas ein wachsender Teil der Gesellschaften das Vertrauen in die politischen Eliten und darüber hinaus in die demokratischen Institutionen verloren.

Einzelne Nationalstaaten werden die Folgen der Globalisierung kaum noch beeinflussen können. Die Zusammenarbeit der Mitgliedstaaten in der EU ist daher eine Möglichkeit, politische Handlungsfähigkeit zurückzugewinnen. Die EU hat es bisher jedoch nicht geschafft, den negativen Folgen der Globalisierung Paroli zu bieten und mit europäischer Politik die Macht global wirkender Akteure im Interesse des Gemeinwohls zu regeln. Die Mechanismen des europäischen Regierens begünstigen die Deregulierung und nicht die Regulierung des Marktes. Dies hängt mit den verhältnismäßig schwachen Kompetenzen und dem Einstimmigkeitsprinzip in einigen Bereichen zusammen.

Die EU braucht lebendige Debatten für ihre Legitimation

Auch die Rechtsprechung des EuGH trägt zur Liberalisierung der Märkte bei. Der ehemalige Bundesverfassungsrichter und Rechtswissenschaftler Dieter Grimm hat gezeigt, dass der Einfluss des Gerichtes systemisch bedingt ist, weil in den europäischen Verträgen detaillierte Bestimmungen über einzelne Politikbereiche stehen, diese Verträge gleichwohl wie eine Verfassung behandelt und vom EuGH marktfreundlich ausgelegt werden. Dies bedeutet konkret, dass ein Gericht über die Details zahlreicher europäischer Politiken entscheidet, und die demokratische Auseinandersetzung in politisch wirksamen Öffentlichkeiten an Bedeutung verliert.

Wenn die EU aber in der Lage sein soll, einen Beitrag zur gemeinwohlverträglichen Gestaltung der Globalisierung zu leisten, dann kommt es ganz entscheidend auf die demokratische Legitimation der EU durch lebendige öffentliche

Debatten an. Denn in einer Demokratie muss immer wieder aufs Neue in der öffentlichen Auseinandersetzung zwischen den gewählten Repräsentanten und den repräsentierten Bürgern herausgefunden werden, worin das Gemeinwohl eigentlich besteht. "Die Gewähr für 'richtige' und 'gute' Politik", so der Rechtswissenschaftler Ulrich K. Preuß, "finden wir in keiner außerhalb der Politik sich anbietenden Wahrheit oder Objektivität, sondern allein in der diskursiven und rationalisierenden Qualität des politischen Prozesses selbst."

Die Mechanismen des europäischen Regierens fördern einen solchen lebendigen öffentlichen Diskurs zwischen den politischen Eliten und den Bürgern gerade nicht. Das war schon am Beispiel der Eurokrise gut zu beobachten. Im Zuge des Krisenmanagements wurden durch zwischenstaatliche "Pakte" außerhalb der EU-Verträge die Kommission und die nationalen Regierungen gestärkt. Die Kommission konnte in kleinen Schritten und ohne viel Beachtung in der Öffentlichkeit einen immer größeren Einfluss auf die Haushaltspolitik der nationalen Parlamente gewinnen. Bürger lesen keine Entwürfe für EU-Verordnungen

Für das vom Europäischen Rat vereinbarte Finanzpaket - so begrüßenswert es inhaltlich ist -, gilt eine ähnliche Diskrepanz zwischen einschneidenden politischen Veränderungen und einer marginalen öffentlichen Aufmerksamkeit wie für das Management der Eurokrise. Naturgemäß steht die Krisenbewältigung im Vordergrund, während über den Wandel der EU in Richtung einer Fiskalunion in einer größeren Öffentlichkeit wenig diskutiert wird. Der Machtgewinn der Kommission bleibt ein Thema für Fachleute. Es müsste aber geklärt werden, wie die Institutionen einer Fiskalunion aussehen und parlamentarisch kontrolliert werden sollen. Auch die vereinbarte Verknüpfung der Rechtsstaatlichkeit mit Haushaltsfragen ist für die Bürger nicht transparent. Woher sollen sie wissen, dass es schon einen Vorschlag der Kommission zu Sanktionen bei Verstößen gegen die Rechtsstaatlichkeit gibt, der nur noch verabschiedet werden müsste? Schließlich kann man nicht erwarten, dass die Bürger die Entwürfe für EU-Verordnungen kennen.

Es gibt daher gute Gründe, eine Debatte in den lokalen, nationalen und europäischen Öffentlichkeiten darüber zu führen, wie die EU demokratischer und

effektiver gestaltet werden kann, und anschließend in einem Konvent einen neuen Konsens über die Prinzipien und Entscheidungsregeln der europäischen Politik zu finden.

Im September 2017 hatte der französische Präsident Emmanuel Macron mit einer leidenschaftlichen Rede an der Sorbonne für eine Erneuerung der EU plädiert. Diese Erneuerung müsse "mit den Völkern" gestaltet werden. In "demokratischen Konventen" sollten die Bürgerinnen und Bürger in allen Mitgliedstaaten die "Prioritäten, Sorgen und Ideen für das Europa von morgen" diskutieren. Die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, hat sich in ihrer Rede vor dem Europaparlament im Juli 2019 ebenfalls für die Mitwirkung der Bürger bei der Gestaltung der Zukunft der EU ausgesprochen. In diesem Sinn sollte eine "Konferenz zur Zukunft Europas" am 9. Mai 2020 beginnen, dem Tag, an dem vor 70 Jahren der französische Außenminister Robert Schuman den Plan zur Integration der europäischen Kohle- und Stahlproduktion vorgestellt hatte. Wegen der Covid-19-Pandemie konnte die Eröffnung der Konferenz nicht stattfinden. Zuletzt hat das Europäische Parlament in einer Entschließung vom 18. Juni angemahnt, die Konferenz nicht aus den Augen zu verlieren und diese noch in diesem Herbst zu starten.

Die Folgen der Pandemie gebieten einen Neuanfang

Diese für zwei Jahre anberaumte Konferenz ist eine Chance, die langsam entstehende europäische Öffentlichkeit in Schwung zu bringen. Es wäre wichtig, dass bei dieser Konferenz wirklich die Öffentlichkeit und nicht die Öffentlichkeitsarbeit der europäischen Institutionen zum Zuge kommt. Schon die ersten Dokumente der Kommission stimmen etwas skeptisch und zeigen mit der einseitigen Betonung der Vorteile der EU ein charakteristisches Merkmal des europäischen Regierens. So beschreibt die Kommission in ihrem Konzept für die Konferenz (COM(2020) 27 final) die "gut etablierten Bürgerdialoge" und die "aktiven Kontakte" der EU-Organe mit den Bürgern. Es wird aber nicht erwähnt, dass beispielsweise die Bürgerdialoge, die nach dem Scheitern der europäischen Verfassung stattfanden, nur teilweise erfolgreich waren.

Auf der einen Seite haben die damals an den Dialogen teilnehmenden Bürgerinnen und Bürger Urteilsvermögen bewiesen. Auf einer Agenda-Setting-Konfe-

renz im Herbst 2006 wählten sie drei Themen für ihre Debatten, die noch heute Relevanz besitzen: die soziale und ökonomische Lage der Familien, die Rolle der EU in der Welt und die Folgen des Energieverbrauchs für Umwelt und Wirtschaft. Die Bürgerinnen und Bürger haben einen ideenreichen Bericht über die Ergebnisse ihrer Diskussionen zusammengestellt und diesen Bericht 2007 der Kommission überreicht. Auf der anderen Seite blieben die Debatten der Bürger ohne Folgen für die Praxis und den weiteren Umgang mit dem Verfassungsvertrag. Die politischen Eliten kehrten zur Herrschaft der Exekutiven und Experten zurück und haben auf dem gewohnten Wege einer Regierungskonferenz den Vertrag von Lissabon unterzeichnet. Der Anspruch, die EU gemeinsam mit den Bürgern voranzubringen, wurde nicht eingelöst.

Bei einer Konferenz über die Zukunft Europas dürfen solche Erfahrungen nicht verdrängt werden. Hier kommt wieder Max Weber ins Spiel. Zu den Eigenschaften eines guten Politikers zählt er nicht nur die Leidenschaft, sondern auch das Augenmaß und das Verantwortungsgefühl. Augenmaß ist für ihn die "Fähigkeit, die Realitäten mit innerer Sammlung und Ruhe auf sich wirken zu lassen." Zu den Realitäten der EU gehört aber die geringe Wirksamkeit der Partizipation der Bürger, die in den Stellungnahmen der EU gern verschwiegen wird.

Zu den Realitäten gehört auch, dass eine Konferenz zur Zukunft Europas nur ein erster Schritt auf dem Weg zu den überfälligen Änderungen der europäischen Verträge nach Artikel 48(3) EUV sein kann. Ein so grundlegender Wandel wie der Aufbau einer Fiskalunion muss in den Verträgen zum Ausdruck kommen. Die geplante Konferenz sollte daher mit einem Konvent verknüpft werden. Die gewählten Repräsentanten eines Konventes könnten die Ideen, die Interessen, die Meinungen und Anliegen der Bürgerinnen und Bürger, die in den Debatten der Konferenz zur Sprache kommen, als Fundus an lebensweltlichen Erfahrungen "auf sich wirken lassen" und bei ihrer Arbeit berücksichtigen. Es ist verständlich, dass die politischen Eliten nach dem Scheitern des letzten Konventes vor einem neuen Konvent zurückscheuen. Aber die Folgen des jetzt eingeleiteten Wandels der EU sind so gravierend, dass ein bewusster Neuanfang mit einer Änderung der Verträge geboten ist. Und genau dies bedeutet für Max

Weber "Verantwortungsgefühl": ein schen Handelns.
Bewusstsein für die Folgen des politi- FAZ.NET

Wörter: 2566

© 2020 PMG Presse-Monitor GmbH

Autor: Markus Feldenkirchen
Seite: 0
Rubrik: Politik/Deutschland
Mediengattung: Online News

Jahrgang: 2020
Nummer: 0
Visits (VpD): 8,58 (in Mio.)¹
Unique Users (UUpD): 0,954 (in Mio.)²

Weblink: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/news-nord-stream-2-alexey-nawalny-donald-trump-us-wahl-die-linke-a-b617e613-0daf-4697-b45f-df88cd69ab2c>

¹ von PMG gewichtet 07-2020

² gerundet agof ddf Ø-Tag 2020-07 vom 03.08.2020, Gesamtbevölkerung 16+

Die Lage am Morgen

Warum Donald Trump erneut siegen könnte

Die Forderungen nach einem Stop der Gaspipeline Nord Stream 2 werden lauter. Trump scheint aufzuholen. Und die Linke könnte von einer weiblichen Doppelspitze geführt werden. Das ist die Lage am Freitag.

Heute beschäftigen wir uns mit dem möglichen Ende der Gaspipeline Nord Stream 2. Den (gar nicht so schlechten) Chancen von Donald Trump, wiedergewählt zu werden. Und der schwindenden Anziehungskraft von Populisten in Deutschland.

Ende einer Pipeline?

Nach der Vergiftung des russischen Oppositionellen Alexej Nawalny durch das Nervengift Nowitschok werden die Forderungen nach einem **Stopp der Gaspipeline Nord Stream 2** lauter. "Das blauäugige Wegschauen der Bundesregierung zu Präsident Putins brutalem Kurs muss endlich ein Ende haben", sagt Agnieszka Brugger, verteidigungspolitische Sprecherin der Grünen im neuen SPIEGEL. Es brauche eine **sehr harte, klare und gemeinsame europäische Antwort**, so Brugger. "Das Ende von Nord Stream 2 wäre dabei das Mindeste."

Die FDP verlangt ebenfalls, das Projekt auf den Prüfstand zu stellen. Aber auch in der Union wächst die Kritik daran. Norbert Röttgen, Kandidat für den CDU-Vorsitz, fordert schon lange ein Ende von Nord Stream 2. Nun bekommt er Unterstützung des Vorsitzenden der EVP-Fraktion im Europaparlament, Manfred Weber (CSU): "Natürlich gehört zu möglichen Sanktionen die härteste: ein partieller Einkaufsstopp bei Rohstoffen", sagte Weber dem SPIEGEL. "Das Ende von Nord Stream 2 darf nicht mehr ausgeschlossen sein." In der Regierung wird diese Sanktion bislang noch ausgeschlossen. Zumindest ein Regierungsmitglied erklärt jedoch im Hintergrund, dass die Option eines Stopps auf jeden Fall diskutiert

werden müsste. Die Frage ist nur, ob die Bundeskanzlerin dies ähnlich sieht.

Fall Nawalny und das deutsch-russische Verhältnis: An der Belastungsgrenze

Warum Donald Trump erneut siegen könnte

Dass Donald Trump bei der Wahl am 3. November tatsächlich abgewählt wird, glaube ich erst, wenn es geschehen ist. Mit ihren Prognosen vor vier Jahren **lagen bekanntlich alle "Experten" falsch**. Meist war der Wunsch Vater des Gedankens - gerade auch unter Journalisten.

Seltsamerweise haben nicht alle aus diesem Irrtum gelernt. Zuletzt waren sich wieder viele Beobachter sicher, dass Trump diesmal nun wirklich keine Chance habe. Sein Kontrahent Joe Biden führe schließlich in allen Umfragen, auch in den relevanten Swing States, in denen letztlich über die Präsidentschaft entschieden wird. Nur zur Erinnerung: **Hillary Clinton führte damals** ebenfalls in allen Umfragen - nur spiegelten diese Umfragen eben nicht die Wirklichkeit wieder. Nach dieser Erfahrung ist es ziemlich absurd, ein weiteres Mal der Demoskopie zu trauen. Hinzu kommt, dass Trump in manchen Umfragen zuletzt aufholen konnte. Im Swing State Pennsylvania etwa ist Bidens Vorsprung nach einer neuen Umfrage der Monmouth University erheblich geschrumpft, von 13 Prozentpunkten im Juli auf vier.

Um seine Kampagne weiter zu befeuern, hat Trump gestern Abend Pennsylvania besucht und eine Wahlkampfred gehalten. Sein Herausforderer Biden tut derweil mal wieder alles, um nicht von sich reden zu machen.

In einer Wählerhochburg des US-Präsidenten: "Natürlich wird Trump gewinnen"

Erste weibliche Doppelspitze?

Heute endet in Potsdam die Klausurtagung der Bundestagsfraktion der Linken. Solche Treffen dienen im Idealfall der inhaltlichen Debatte. Und gerade die Linke mit ihrer chronisch-putinapologetischen Grundausrichtung hätte dieser Tage manches zu klären. Über dem Treffen aber schwebt die Frage, **von wem die Linke künftig geführt werden soll**. Parteichefin Katja Kipping hat angekündigt, auf dem Parteitag Ende Oktober in Erfurt nicht mehr zu kandidieren.

Als Favoritinnen (wenn sie denn wollen) gelten derzeit: **Susanne Hennig-Wellso**, die Landesvorsitzende aus Thüringen, und **Janine Wissler**, die stellvertretende Parteichefin aus Hessen. Für dieses Duo spräche viel. Sie sind jung, in ihren bisherigen Ämtern erfolgreich, sie decken Ost und West ab und zwei Flügel der uneinigen Partei. Zudem würden sie als erste weibliche Doppelspitze für Aufmerksamkeit sorgen. Allerdings sind die Favoritinnen bislang eben nur Favoritinnen. Die können auch verlieren. Oder wider Erwarten gar nicht antreten.

Chefsuche bei den Linken: Sozialistischer Proporz

Gewinner des Tages...

...sind **die Bürger in Deutschland**. Sie lassen sich weit weniger von Populismus verführen als noch in der Vergangenheit. Zu diesem erfreulichen Ergebnis kommt eine Umfrage für das "Populismusbarometer 2020", das vom **Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialfor-**

schung (WZB) und der Bertelsmann-Stiftung erstellt wird. Demnach ist nur noch jeder fünfte Wahlberechtigte in Deutschland populistisch eingestellt, zwei Jahre vorher war es noch jeder dritte. Auch der Anteil nicht-populistischer Wähler ist seither um die Hälfte angestiegen.

Das deckt sich zwar nicht mit den Bildern und Eindrücken vom vergangenen Wochenende, als in Berlin zigtausende Bürger Populisten und Verschwörungstheoretikern zujubelten. Aber genau darin besteht ja der Trick von Populisten: einer Minderheit zu suggerieren, sie seien die schweigende Mehrheit. Gerade wir Journalisten sollten diesen Tricks nicht so oft auf den Leim gehen, indem wir den Krakeelern eine gesellschaftliche Bedeutung zumessen, die sie

de facto nicht haben.

Die jüngsten Meldungen aus der Nacht **Sieben Polizisten nach tödlichem Einsatz suspendiert:** Bereits im März war ein 41-Jähriger nach seiner Festnahme im Bundesstaat New York gestorben, ein Video tauchte erst jetzt auf: Die beteiligten Beamten dürfen vorerst nicht mehr arbeiten

"Die Idee des Präsidenten ist toll für Menschen, die ins Gefängnis wollen": Donald Trumps Aufforderung zur illegalen doppelten Stimmabgabe im November sorgt in zahlreichen Bundesstaaten für Empörung. Auch Twitter und Facebook griffen ein

Rettungskräfte in Beirut finden mögliches Lebenszeichen unter Trümmern: Rund einen Monat ist die Explosion von Beirut her - nun gibt es mögli-

cherweise Hinweise auf eine lebende Person unter einem zerstörten Haus. Die Sucharbeiten mussten aber unterbrochen werden

Die SPIEGEL+-Empfehlungen für heute Historiker über die Bedeutung der Reichsflagge früher und heute: Wollen die Demonstranten wirklich Kaiser Wilhelm zurück?

Sagen, was ist. DER SPIEGEL-Podcast: Singen gegen Corona

Wolfgang Niedecken über seinen Vater, sich selbst und seine Kinder: "Ich war sehr arrogant und selbstgerecht"

Streit um Behinderten-Klassifizierung bei Paralympics: "Amputation ist eine Option"

Einen heiteren Freitag wünscht Ihnen *Ihr Markus Feldenkirchen*

Abbildung:	Donald Trump in Pennsylvania
Fotonachweis:	REUTERS
Abbildung:	Schiff verlegt Rohre für die Gaspipeline Nord Stream 2 (Archivbild)
Fotonachweis:	Verwendung weltweit
Abbildung:	Die Lage am Morgen
Fotonachweis:	DER SPIEGEL
Abbildung:	Menschen in einem Park in Berlin (Symbolbild)
Fotonachweis:	imago images/Sabine Gudath
Abbildung:	Janine Wissler (l.) und Susanne Hennig-Wellsow
Fotonachweis:	dpa
Wörter:	955